Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Vierunddreißigster Jahrgang. | № 25. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

XXV.

Herr Hase arbeitete auf seine Weise an der Befreiung Helmer Wallrodens. Er setzte ein Schriftstück auf, in welchem er seine langjährigen Erfahrungen, die er als Bureauchef hinsichtlich des Charakters seines Prinzipals und in der Erbschaftsangelegenheit speziell gemacht. Er suchte nachzuweisen, daß Helmer in gar keine Beziehungen zu jenem Verbrecher während der Zeit der letzten zwei Wochen getreten sein konnte, weder schriftlich noch persönlich, weil nach der Art des Geschäftsganges auf der Kanzlei dies von ihm, Hase, bemerkt worden sein müßte; er bestritt ferner, daß Helmer jemand am 12. Februar von nachmittags zwei Uhr bis abends sechs Uhr empfing, weil er im Nebenzimmer arbeitete, die Thür zum andern Bureau offen stand und er zum Arbeitstisch seines Herrn sehen konnte. Es waren in diesen Stunden drei Klienten da, die der Kalkulator namhaft machte. Der Cesarini befand sich nicht unter diesen; er kannte den Mann vom Zirkus her, er hätte ihn sehen und hören müssen; er erbot sich, das zu beschwören. Der Bediente wolle gleichfalls unter Eid aussagen, daß die Thür zur Treppe verschlossen gewesen und er im Vorzimmer sich aufgehalten habe. Geöffnet sei von ihm nur den drei von Herrn Hase bezeichneten Klienten worden.

Der Kalkulator und der Diener wurden vorgefordert und sie beschworen ihre Aussage.

Dann meldete, gerade als Rosa und Frau Wallroden den Staatsanwalt verlassen, Klas Holtrup sich dort. Er brachte den langen Bootsmann mit, der damals Liberio bei seiner Flucht am hartnäckigsten verfolgt und mit welchem der alte Seemann sich über den Fall unterhalten hatte. Der Bootsmann hatte den unheimlichen Spanier am 12. Februar Abends aus dem Hause des Advokaten treten sehen. Beim Zusammenhalten der Zeit des Eintretens und Herauskommens aus dem Hause, zwischen welcher kaum drei Minuten lagen, ergab sich, daß diese Zeitdauer viel zu kurz für irgend eine Unterredung sei, da sie völlig vom Hinauf- und Herabsteigen der Treppen in Anspruch genommen wurde.

So legte denn der Staatsanwalt all diese Entlastungsmomente für den Verdächtigten dem Kollegium nur als Formalität vor. Die Richter verfügten sofort die Freilassung Helmers.

Der Staatsanwalt kündigte diese ihm selbst an.

„Und wissen Sie, Herr Kollege, wem Sie dies zu verdanken haben?“ schloß Herr Bankjus seine Mitteilung, „jenem kleinen Fräulein Rosa Wernike, das mit größtem Eifer und dem Scharfsinn eines gewiegten Detektivs in der Frau Wallroden eine Zeugin zu Ihren Gunsten entdeckte und diese zum Geständnis brachte, und das mich schließlich überredete, ihr eine Untersuchung der Effekten des Spaniers zu gestatten, wobei sie denn mit ihren Blitzaugen den Zeitungsausschnitt erspähte und zu Tage förderte. Das ist ein resolutes, kühnes und tapferes Mädchen, eine echte Hamburgerin, Herr Kollege, und das war Ihr Schutzgeist, ohne dessen Wirken und Walten es vielleicht recht schlecht mit Ihnen stünde, denn die Justiz ist manchmal wirklich blind und dumm, worauf auch die Binde um die Augen der Gerechtigkeitsgöttin deutet, wie mir Fräulein Wernike heute dies — da ich ihr die Nachricht von Ihrer Befreiung brachte — recht unverblümt und freundschaftlichst zu wissen gab.“ So endete der Staatsanwalt seine inhaltsvolle Botschaft.

„Also frei, wieder ein Bürger wie jeder andere, makellos und im Vollbesitz ungetrübter Ehre,“ sagte sich Helmer, als er in dem Wagen saß, der ihn seiner Wohnung zuführte. „Drei Tage in Haft, wie hat diese kurze Spanne Zeit mich erschüttert, wie hat sie gerüttelt an den Grundfesten meiner Seele und auch meines Leibes; ist es mir doch gerade zu Mut, als hätte ich eine lebensgefährliche, tödliche Krankheit überstanden und führe jetzt einem neugewonnenen, lichten Dasein entgegen, und hinter mir liegt alles Schwarze, Traurige, Bittere und Bängliche, das auf mir gelastet! Drei Tage und zwei, die dem vorangehen, was haben diese für eine Kluft in mein Leben gerissen; ich stehe jetzt am jenseitigen Rande und schaue hinüber. Versunken vor mir ist der wilde Fiebertraum der Erbschaft und mein Brautstand, der mit ihm verwebt schien; versunken in mir jedes Gefühl für dieses Mädchen, das jemals glauben konnte, ich sei ein Mörder, auch wenn es einen andern liebte. Sie muß nie nur die geringste Spur einer Zuneigung zu mir gehabt haben, sie muß mir fern und fremd gewesen sein im Innern ihres Herzens, stets und ständig, sonst hätte sie eine so furchtbare Beschuldigung mir nicht in das Gesicht schleudern, nicht einen so wahnwitzigen Haß gegen mich zeigen können wie in jener schrecklichen Stunde. Das liegt alles in der Kluft, tief unten, die mein Leben in zwei Hälften gespalten, und soll für ewig für mich begraben sein.“

So zog Helmer gewissermaßen das Facit für diese neue Lebensperiode, die er jetzt beginnen wollte, und in dieser dämmerte vor ihm das Bild eines weiblichen Wesens auf mit dem Schimmer der Teilnahme, der Hingebung, der Aufopferung, des mutigen Kämpfens und Ringens für ihn, für seine Ehre, mild leuchtend umflossen, das Bild Rosas.

Helmer fuhr in seine Kanzlei. Das Gerücht seiner Befreiung war ihm schon vorausgeeilt, und er wurde freudig von seinen Schreibern empfangen, mit leuchtenden Augen und bleich vor Erregung von Hase.

Helmer ergriff Hases beide Hände, drückte sie, schaute dem treuen Beamten in die Augen und sagte nur:

„Erlöst, Freund, guter, braver Freund, zu einem neuen Leben!“ Dann ging er ins Hinterhaus zu Rosa.

Auch diese wußte schon, daß Helmers Freilassung erfolgt sei.

Als er jetzt jedoch in das Zimmer zu ihr trat, konnte sie sich nicht aufrecht halten; sie sank auf den Stuhl wieder zurück, von dem sie sich erhoben, bleich, bebend mit sich verschleiernden Augen.

„Sie haben für mich gehandelt,“ nahm Helmer jetzt mit vom tiefsten Gefühl bewegtem Ton das Wort, „wie eine Schwester, nein, mehr als das, wie ein liebend Weib nur dies thut für einen geliebten Mann. Was habe

Das Haus mit den zwei Eingängen. Helmer zog das kleine, zierliche Mädchen an sich.
Originalzeichnung von Ewald Thiel. (S. 290.)

ich Ihnen gethan, daß Sie so für mich, den Fremden, eintreten?"

„Sie sind mir nie ein Fremder gewesen," sprach Rosa nach einer langen Pause leise, gewaltsam nach Fassung ringend.

„Nie?" fragte da Helmer, dem Mädchen in die wieder glänzenden Augen schauend, die jetzt von einem eigentümlichen Ausdruck der Tiefe, den sie früher nicht besessen, verklärt waren. Er nahm wahr, wie bleich Rosa in den letzten Tagen geworden war; er bemerkte den ernsten Zug um den kleinen, roten, vollen Mund. „Nie ein Fremder?" wiederholte er, sinnend auf Rosas weiße, klare Stirne schauend.

„Nie!" kam es wieder fast unhörbar über Rosas Lippen.

Da ergriff Helmer ihre Hand.

„Ich glaube, ich finde ein Glück jetzt, das mich entschädigt für alles, was ich gelitten," sprach er mit aufleuchtenden Blicken; „ich glaube, ich finde ein Herz hier, das mir gehört," fuhr er fort, „an dem ich achtlos vorüberging und einem glänzenden Kiesel zustrebte, indeß ich den Demant nicht sah. Ist es so?" fragte Helmer, Rosas Hand an sich ziehend. „Ist es so, Mädchen? Sag's, ich bin ein armer Mann, dessen Ehre beinahe Schaden gelitten; Du vertraust mir aber, Du hast mir vertraut, als schweres Dunkel auf mir lag."

„Ich vertraue Ihnen; ich habe nicht eine Sekunde an Ihnen gezweifelt," sagte Rosa, Helmers Arm nachgebend, und plötzlich fand sie sich von ihm umschlungen und fühlte heiße Küsse auf ihrem Mund, die sie sanft und zitternd erwiderte.

In diesem Moment trat Frau Wernike ein; sie fuhr bei dem Anblick, der sich ihr bot, zurück.

Helmer wandte sich zu ihr.

„Unsere Herzen haben sich gefunden," sprach er, „unser Glück haben wir uns erkämpft, schwer erkämpft, jedes von uns auf seine Weise. Ihr Segen, Frau Mutter, wird uns nicht fehlen."

Da brach Frau Wernike in Thränen aus; sie sank auf einen Stuhl und weinte laut vor Glück und Ueberraschung.

„Kein Traum, kein Traum!" rief sie endlich. „Ist es denn möglich, wahr — träume ich nicht?"

„Nein, kein Traum, Mutter," sagte Rosa, deren Hand ergreifend, „für mich war's allerdings ein Traum, aus dem ich aber jetzt nie mehr erwachen werde, nicht wahr, Helmer?" setzte sie weich hinzu.

Helmer zog das kleine, zierliche Mädchen an sich, hob es in die Höhe und küßte es.

„So lange diese Arme Dich halten und durchs Leben führen können, nicht," bestätigte er.

*

Die Hamburger hatten in den nächsten Tagen vielen und interessanten Stoff zum Reden: die Zirkusereignisse, das Auffinden des lang gesuchten Erben Wallrodens, die Haft Helmers, der Bruch des Verlöbnisses, die Freilassung, die gleich darauf folgende Verlobung mit Rosa Wernike, das Auftauchen der Mutter Pauls, das Bekanntwerden des Verhältnisses zwischen dem interessanten Erben und der einstigen Braut des Advokaten; alle diese sich so überraschend schnell folgenden, seltsamen Vorkommnisse waren wohl dazu geeignet, die Gemüter und Zungen der Stadt zu beschäftigen und einen Monat lang ein sehr ergiebiger Gesprächsgegenstand zu bleiben.

*

Vier Wochen sind jetzt verflossen, und die Wellen, welche diese Ereignisse geschlagen, beginnen sich zu verflachen. Glückliche Ruhe war eingekehrt im Vorder- und Hinterhause der Karlsstraße und Emerentiengasse, wie auch in dem Krankenzimmer, wo Paul Wallroden jetzt als Rekonvaleszent seiner völligen Genesung hoffnungsvoll entgegenlebt. Wir finden Paul in einem hohen Lehnstuhl am Fenster sitzen, Klas saß bei ihm; der alte Seemann hatte ihn mit allen Einzelheiten der Erbschaftssache bekannt gemacht und war sozusagen Pauls Hausmeister seiner zukünftigen Haushaltung.

„Lieber Junge," nahm jetzt Klas das Wort, „dem Klosterseminar zum heiligen Herzen Jesu in Lissabon sollten wir auch etwas zukommen lassen. Sie haben Dich vier Jahre unentgeltlich gepflegt, und die hundert Franken, die sie von mir bekommen, werden kaum für Deine Stiefel ausgereicht haben. Du bist ihnen in mancher Beziehung Dank schuldig."

„Ich will den guten Brüdern gern etwas zukommen lassen, wie viel meinst Du?" sprach Paul.

„Nun, tausend Franken werden genügen," war Klas' Ansicht.

„Sofort," sagte Klas, „wer schnell gibt, gibt doppelt."

„Nun hätte ich aber auch etwas auf dem Herzen," begann darauf Paul, in seinen Lehnsessel sich zurücklehnend. „Ich möchte das ganze Erbe mit meinem Verwandten, dem Advokaten Wallroden, teilen."

„Das ist zu viel," warf Klas ein, „die Hälfte ist zu viel; ein Viertel, mehr verdient er nicht als Mensch und als Verwandter."

„Die Hälfte ist ja doch ein so großes Vermögen, daß ich von den Zinsen allein mit einer Familie leben könnte, und ich werde auch nicht die Hände in den Schooß legen, sondern noch weiter erwerben," meinte Paul. „Mein Verwandter hat schwer meinetwegen gelitten," fügte er ernst hinzu.

„Nicht ohne seine eigene Schuld," hielt Klas dagegen.

„Er hat jedenfalls gelitten," beharrte Paul. „Ich möchte mit ihm teilen; mein Gefühl und mein Gewissen hält das für Recht. Gehe zu ihm, Klas, und biete es ihm an, in meinem Namen."

Klas schüttelte den Kopf.

„Es ist und bleibt zu viel," wandte er ein. „Es muß alles im Leben nach Verdienst gehen, und das hat der Helmer nicht verdient."

„Wodurch habe ich das verdient?" hielt Paul dagegen. „Es ist meine Verwandtschaft, und jener Mann ist gleichfalls ein Verwandter des Senators, ein Grad näher oder entfernter, was macht das! Es scheint mir ungerecht, alles zu erben."

„Nun gut. Ich werde zum Helmer gehen," willigte Klas, sich erhebend, ein; in seinen Augen blitzte es aber beinahe vergnügt auf, als ob er noch seine eigenen Gedanken bei dieser Sache hätte.

Er begab sich jetzt direkt zu Helmer und trug ihm ernst und gemessen den Wunsch seines Schützlings vor.

Helmer Wallroden hörte ihn ruhig an und schwieg dann eine lange Zeit.

„Ich erkenne die edle Gesinnung meines Verwandten an," erwiderte er endlich darauf, „kann mich aber nicht entschließen, dies Geschenk — denn das wäre diese Verzichtleistung auf die Hälfte des Erbes — anzunehmen, eben weil dies ein Geschenk und viel zu groß ist. Meine Praxis ist glänzend, darf ich sagen, und sie hat nach der Ehrenerklärung, die mir der Justizsenat gegeben, eher zugenommen, als sich verringert, gegen früher. So bin ich im stande, mit tüchtiger Arbeit eine Familie zu gründen und sie meiner Stellung gemäß zu unterhalten, wahrscheinlich auch Kapital zu sammeln. Lassen Sie dies mit meinem herzlichsten Dank für das hochherzige Anerbieten Herrn Paul Wallroden wissen. Ihnen gegenüber, Herr Holtrup, bin ich jedoch auch noch Dank schuldig," richtete Helmer herzlich das Wort an Klas, „denn ich habe erfahren, daß Sie, als ich in Nöten bangte, wie ein wahrer Freund sich benommen. Sie sind ein wackerer Mann."

„Ich habe meine Pflicht gethan, Herr Wallroden, nichts als meine Pflicht, denn ich habe nie an Ihre Schuld geglaubt, und so lag es mir ob, darnach zu handeln," lehnte Klas mit schlichtem Worte ab.

So schieden denn die beiden Männer mit einem herzlichen Händedruck.

Helmer Wallroden vermied es, mit seinem aufgefundenen Verwandten zusammen zu kommen, wie Rosa, nachdem sie von ihrem Bräutigam alles erfahren, den Verkehr mit Ernestine nicht fortsetzte.

*

Ein Vierteljahr später fanden zwei Trauungen in Hamburg statt, der Zufall fügte es in einer Kirche und fast zur gleichen Stunde, denn als Rosa mit ihrem jungen Gatten die Kirche verließ, trat Ernestine im Brautschmuck eben ein. Da fiel Rosa der alten Freundin plötzlich weinend um den Hals und die beiden Männer reichten sich herzlich die Hände.

Einen Tag später befanden sich beide junge Ehepaare, allerdings nicht gemeinschaftlich — das wollte Ernestine nicht — auf der Hochzeitsreise nach Italien, und Klas reiste in Pauls Auftrag umher, um an irgend einem schönen deutschen Gebirgssee ein Landhaus für das junge Paar zu kaufen, wo sie den Sommer und Herbst in Ruhe zubringen könnten.

Miß Cluny hatte sich mit einer Art Raserei wieder ihrem Beruf in die Arme geworfen und ritt noch tollköpfiger und wilder als früher und war noch unzugänglicher und seltsamer.

Frau Wallroden, die Mutter Pauls, war nach Nizza gereist und wartete dort, bis Klas das Landhaus gefunden, welches sie für das zurückkehrende junge Paar einrichten wollte.

Die Mutter Rosas gab das Vermieten auf. Sie lehnte es ab, in das Vorderhaus zu ihrer Tochter zu ziehen, weil sie für sich selbst sorgen wollte, so lange sie arbeiten konnte; sie widmete sich gänzlich und mit Eifer der Puppenfabrik und wird, woran wohl kein Vernünftiger zweifeln möchte, bei etwaigem Bedarf auch ihre Tochter einst zur Kundin haben.

Herdenkönige und Rinderhirten.

Von

Dr. Max Lorbing.

(Nachdruck verboten.)

Die Rindviehzucht im großen, wie sie gegenwärtig auf der amerikanischen Steppe betrieben wird, ist eine verhältnismäßig noch junge Industrie, die aber trotzdem schon ungeheure Dimensionen erreicht hat. Die eigenartige Natur jener Regionen ist nicht nur die Schöpferin derselben gewesen, sondern sie hat sich auch als eine Lehrmeisterin erwiesen, deren Fingerzeigen man nur zu folgen brauchte, um früher ungeahnte Resultate zu erzielen und Reichtümer zu erwerben, die nach Millionen zählen.

Die «Plains», unter welchem Gesamtnamen man die Steppen unserer Kontinenthälfte begreift, darf man nicht mit der Prärie verwechseln, mit der sie nur das Unermeßliche und den Mangel an Bäumen gemein haben. Nach jeder Richtung hin erblickt man auf den ersteren eine fortlaufende Reihe wellenförmiger Hügel, die in geringerer oder größerer Entfernung von einander sich zu erheben scheinen, aber überall und beständig in Sicht sind und in ihrer Höhe zwischen fünfzig und fünfhundert Fuß wechseln.

Wer zum erstenmal in seinem Leben einen Ritt durch die Steppe unternimmt, der glaubt sicher, daß er einen Rundblick über die ganze Umgebung genießen wird, sobald er auf dem Gipfel einer der Hügel angelangt ist. Wenn er jedoch nach Zurücklegung mehrerer Meilen, die ihm anfänglich nur eine kurze Strecke däuchten, den ersehnten Punkt erreicht hat, so entdeckt er vor sich eine zweite Bodenwelle, ein wenig höher als die erste, aber von diesem Kamme winkt ihm ganz gewiß die erhoffte Aussicht. Dorthin wendet er seines Rosses Kopf, um nach einem Ritt von fünf oder zehn Meilen die nämliche Erfahrung zu machen. Wiederum narrt ihn eine solche grüne Höhe oder «Divide», wie sie genannt wird, scheinbar in derselben Entfernung, und so kann er hunderte, ja tausende von englischen Meilen reiten, und alle paar Stunden wird er das gleiche monotone Landschaftsbild schauen.

Westwärts vom Missouri verringern sich Zahl, Arten und Größe der Bäume, und je weiter man vordringt, desto vereinzelter werden sie, bis auch die Zwergbäume längs der Flüsse und Bäche allmälich verschwinden und nur noch spärliche Weiden vorkommen. Dafür deckt fettes Büffelgras die unabsehbare Steppe, das aber niemals so hoch wird, wie das mannshohe Gras der Prärien, sondern nur einige Zoll lang wächst, sich kräuselt, verfilzt und einen schwellenden, sammetartigen Teppich bildet.

Wunderbar sind die Luftspiegelungen der Plains, die den Wanderer mit ihren neckischen Visionen oft meilenweit locken und nicht selten auch das erfahrenste Auge täuschen. Ein halbes Dutzend Büffelkadaver verwandelt sich in eine feindliche Indianerhorde, der Offizier eines verfolgenden Kavalleriedetachements läßt zum „Trot" blasen, die Reiter kommen den Rothäuten immer näher, die Gestalten derselben werden mit jeder Sekunde deutlicher und schon will der Kommandirende das Zeichen zur Attake geben, da löst sich der foppende Trupp in die gemeine Wirklichkeit auf. Planwagenzüge, welche mühsam über die Steppe hinwegkriechen, gestalten sich zu einer Flotte von stattlichen Schiffen, die mit vollen Segeln über ein weites Meer gleiten. Emigrantenscharen, die nach Kalifornien und Oregon zogen, ließen sich durch die Fata Morgana, welche ihnen in einer Entfernung von mehreren Meilen ein ersehntes Wasserbecken vorzauberte, verleiten, von ihrem Wege abzuweichen, um sich und ihre Tiere zu tränken. Zuweilen entdeckten sie die Täuschung noch zu rechter Zeit, hie und da jedoch zeigt man die Gräber der Unglücklichen, die ihre Unerfahrenheit mit einem schrecklichen Tode büßten.

Der fein gepulverte Boden erzeugt und nährt elf verschiedene Grasarten, von denen drei salzhaltig sind und das beste Mastfutter der Erde liefern. Sie gedeihen den ganzen Sommer hindurch, wenn auch nicht in den nämlichen Breiten, und im Winter findet man überall die duftigen Salbeisträucher. Hier waren seit Jahrtausenden die Weidegründe der Büffel, die das ganze kolossale Gebiet von den britischen Besitzungen bis Texas in gewaltigen Herden durchstreiften, die aber jetzt immer mehr zusammenschwinden. Auf diesen Wanderungen legen die mächtigen Tiere die «buffalo trails» oder Büffelpfade an, und zwar so regelmäßig, als wären sie geborene Wegebaumeister. Die Richtung ist unabänderlich eine nördliche und südliche, wie sie besser der Kompaß nicht angeben kann. Der Büffel zieht nämlich beim Weiden von einem Wasserlauf zum andern, und da sämtliche Flüsse und Flüßchen der Steppe von West nach Ost dem Mississippi zuströmen, so ist damit dem zottigen Ungetüm seine Bahn vorgezeichnet, die es im Frühling nordwärts dem jungen Grase zuführt, während es im Herbst und Winter das wärmere Klima des Südens aufsucht. Und wie klug, wie planmäßig laufen diese Straßen! Sie folgen den fruchtbaren Strombetten und durchschneiden die herrlichsten Grasstrecken, sie geleiten zu den Marschufern jedes Creek und jedes Baches und lassen kein grasreiches Plätzchen, keine wasserbegünstigte Oase unberührt. Mutter Erde schafft unseren Viehzüchtern das saftige Futter und der wackere Büffel weist ihnen die Wege, die er mit seinen Herden nur einzuschlagen braucht und die ihn niemals irre führen. — Kann man sich etwas Bequemeres denken?

Die Amerikaner haben sich das auch zu nutze gemacht, und wer vor zehn Jahren «cowboy», wörtlich Kuhjunge, war, der ist heute «cattle king», das heißt, wer damals als Rinderhirt anderer Vieh hütete, der ist jetzt Herdenkönig. Da wir keine gekrönten Häupter besitzen, so füllen wir diese Lücke aus, indem wir denjenigen, die sich auf irgend einem Gebiet des Handels und der Industrie zum ersten Range emporgeschwungen haben, souveräne Titel beilegen, und so gibt es bei uns Gold-, Silber-, Eisenbahn-, Baumwoll-, Kaffee-, Zucker-, Rinder-, ja sogar Ziegenkönige. Während nun aber das Wühlen nach edlen Metallen mehr oder weniger zu den Glücksspielen gehört, ist die Viehzucht auf der Steppe eine sichere Quelle des Reichtums. Von all den «drovers» in Texas zum Beispiel, die vor einem Dezennium kleine Herden ankauften, ist nicht einer, der nicht ein großes Vermögen angehäuft hätte, mit Ausnahme der unvermeidlichen Zahl derer, die, wie man sich dort ausdrückt, „ihre Kühe über die Spieltische weggeblasen haben." Da ist der nahezu sieben Fuß hohe Exsenator Jane von Ontario mit seinem dunklen Indianergesicht, der als Kuhjunge anfing und jetzt als Millionär 30,000 Rinder besitzt und 60 Cowboys beschäftigt. Er ist ein geschworener Temperenzler und duldet nicht, daß, wer in seinen Diensten steht, Whisky trinkt, Karten spielt, flucht und einen Revolver trägt. Wer dem zuwiderhandelt, wird sofort entlassen. Ebenso begann Mr. Pierce, der nach dem Kriege nach Texas kam, sich mit der Zeit einige hundert Stück Vieh anschaffte und diese auf die freie Weide trieb. Gegenwärtig hat er über 100,000 Acres Land und 20,000 Rinder.

Richard King oder Colonel Dick, wie er bei den Cowboys heißt, ist ein geborener Irländer und kam als Schiffsjunge auf einer Schaluppe nach Amerika, wurde Matrose auf einem Flußdampfer und siedelte später nach Brownsville in Texas über, wo er eine Zeit lang ein Wirtshaus und Tanzlokal hielt. Indessen behagte ihm das Geschäft nicht, er verkaufte es und ging mit einem Bootsmann Namens Kennedy in Compagnie. Die beiden transportirten auf Kontrakt Regierungsfrachten nach den Militärstationen am oberen Rio Grande und legten das viele Geld, was sie dabei verdienten, in Land und Rindern an, bis sie sich endlich ganz der Viehzucht widmeten. Zwei Jahre später lösten sie ihr Partnership auf, und im vorigen Jahre verkaufte Kennedy seinen Ranch (die nordamerikanische Hacienda) für die Kleinigkeit von 2,500,000 Dollars an eine Gesellschaft schottischer Kapitalisten.

Sein ehemaliger Compagnon, Colonel Dick, ist jetzt der größte «cattle king» von Texas. Auf seinen ausgedehnten Salzmarschen am Golf von Mexiko weiden 100,000 Rinder, 30,000 Schafe und 20,000 Pferde, die von 400 Cowboys und Hirten gehütet werden, und jedes Jahr bringt er 20,000 Stiere, 4000 Gäule und ebenso-

viel Schafe auf den Markt. Zu den Wassersimpeln gehört er indessen nicht, sondern lebt herrlich und in Freuden auf seinem prachtvollen Wohnsitz bei Santa Gertrude. Sein fürstlich eingerichtetes Haus ist von einem Kreise luxuriös ausgestatteter Cottages umgeben, deren jede einen exquisiten Weinkeller und einen reichen Vorrat der feinsten Havannas enthält. Seinen zahlreichen Besuchern stehen immer die schönsten Reitpferde und die elegantesten Equipagen zur Verfügung und ein besonderer Diener sorgt für die Bedürfnisse eines jeden.

Texas hat auch eine «cattle queen», eine Herdenkönigin, die im ganzen Staat bekannt ist und deren Besitztum an dasjenige des gastlichen Obersten stößt. Mrs. Rogers verlor ihren Mann und gab späterhin Herz und Hand einem methodistischen Geistlichen, erklärte ihm jedoch, daß sie auch fortan allein über ihre 20,000 breitgestirnten Rinder gebieten würde, davon verstände er nichts. Domine Rogers hängte seinen Priesterrock an den Nagel und warf sich, um doch etwas zu thun zu haben, auf die Politik. Er ist jetzt demokratisches Mitglied des texanischen Landtags und richtet seine Augen bereits nach dem Kongreß in Washington.

Miles City, die «stock town» oder Rinderstadt Montanas, die mehr Vieh verschickt als das ganze übrige Territorium zusammengenommen, liegt am Yellowstone und ist immer noch echt und recht, was man hierzulande eine „Grenzstadt" nennt, das heißt, ein Ort am äußersten Rande der Zivilisation. Ueberall sieht man die Cowboys auf den strammen kleinen Bronchoponnies der Steppe, mit dem am Sattelknopf befestigten Lariat oder Lasso; gefährlich aussehende Strolche lungern an den Straßenecken; hin und wieder schreitet ein Indianer mit einer Squaw oder zweien im Gefolge über die Scene, und allenthalben locken zahllose Spielhöllen und Branntweinhöhlen, die so stark vertreten sind, daß man meinen sollte, sie bilden das Hauptgewerbe der Stadt. Zur Nachtzeit gewähren sie ein merkwürdiges Schauspiel: ihre Räume öffnen sich in der Regel auf die Straße, die Thüren stehen breit auf und im Innern regt sich ein seltsames Getümmel von Männern und Frauen. Auf der einen Seite des Raumes befindet sich eine lange „Bar", an der Bier und Whisky ausgeschenkt wird und die sich ununterbrochen eines sehr reichlichen Zuspruches erfreut. Gruppen von hoch interessirten Spielern umstehen drei oder vier Pharospiele («lay-outs»), darunter auch einige bezopfte Mongolen, denn „John Chinaman", wie sein amerikanischer Spitzname lautet, ist an der Grenze ebensogut anzutreffen, wie in den großen Cities. An manchen Tischen fungiren Frauen als Croupiers, und sie werden mit höherem Respekt von den rauhen Männern behandelt, die dort ihr sauer verdientes Geld der Glücksgöttin opfern. Zwar drohen Pistolen neben Haufen von Gold oder Spielmarken und auch im Bukskingurt fehlt der Revolver nicht, allein er wird selten gebraucht, die schrankenlose Oeffentlichkeit verhütet das corriger la fortune und das in solchen Fällen unvermeidliche Blutbad. Bei warmem Wetter werden die Spieltische sogar auf das aus hölzernen Brettern gezimmerte Trottoir geschafft.

Während anderwärts in den Vereinigten Staaten strenge Gesetze das Hazardiren verbieten, ist es in Montana nicht nur erlaubt, sondern führt auch der Kasse des County oder Bezirks recht erkleckliche Einnahmen zu. Sämtliche derartige Etablissements müssen nämlich für ihren Gewerbeschein 40, für jeden Roulettetisch 150, für jeden Pokertisch 100, für jeden Pharotisch 25, für das chinesische Tamspiel 20 Dollars allmonatlich bezahlen; der Spielhalter also, der drei Poker-, ebensoviele Pharotische und einen Roulettetisch besitzt, hat jeden Monat 525 oder jährlich 6300 Dollars zu entrichten.

Jenen leichtsinnigen, im Wagen tollkühnen Spielern gegenüber stehen die «cattle kings» und Ranchbesitzer, die sich, nachdem sie ihr Vieh versandt haben, in den Hotels zusammenfinden, über ihre Geschäftsaussichten, den Stand des Marktes und die Chancen eines günstigen Winters sprechen und über die Vorzüge der verschiedenen Grasarten diskutiren. Im allgemeinen sind es ruhige, zurückhaltende Männer, rauh im Aeußern, aber Gentlemen im Benehmen. Zu den interessantesten Persönlichkeiten der Steppe gehört der Marquis de Mores, Schwiegersohn eines bekannten New-Yorker Millionärs Namens von Hoffmann, eines Börsenmagneten deutscher Abkunft. Vor zwei Jahren las man in den Zeitungen Bismarcks und anderer westlichen Städte von einem unternehmenden jungen Franzosen, der ausgedehnte Weidestrecken am Little Missouri River ankaufte und den man anfänglich für eine Art modernen Don Quijote ansah. Er trat auch wirklich in einer Weise auf, als brauche er nur einfach zu fragen: Was kostet Amerika? Anfänglich war es seine Absicht, sich nur auf die Viehzucht zu legen, doch entschloß er sich anders, als er sah, daß von einer systematischen Versendung montanaischen Rindfleisches nach den östlichen Märkten gar keine Rede war. In Fargo und Bismarck zum Beispiel mußte man hohe Preise dafür zahlen, während man doch das schönste Vieh fast vor den Thoren hatte. Der Grund für diese scheinbare Widersinnigkeit lag darin, daß man in jenen Städten die Rinder nur per Waggonladung kaufen konnte, sie gingen sämtlich nach Chicago, wurden dort geschlachtet und das zerlegte Fleisch (dressed beef) kam alsdann zurück.

De Mores beschloß nun, diesem Uebelstande abzuhelfen, und baute längs der nordpacifischen Bahn Schlachthöfe an solchen Punkten, nach denen die Züchter das Vieh mit Leichtigkeit von ihren Ranches aus treiben konnten. Zugleich errichtete er Eishäuser für die Lagerung des Fleisches an allen Orten, wo die Nachfrage es wünschenswert und einträglich erscheinen ließ. Kühlwaggons (refrigerator cars) laufen zwischen den Schlachthöfen und den Verkaufsstellen, so daß den Konsumenten das frische Fleisch jetzt um fünfzig Prozent billiger geliefert wird als früher. Der Marquis, der übrigens schon ein reicher Mann war, als er hieher kam, ist auf dem besten Wege, ein vielfacher Millionär zu werden und seinen Schwiegervater zu überholen. Seine schöne Frau Medora, nach der er einen von ihm gegründeten Ort getauft hat, ist auf den Bällen von St. Paul die anerkannte Königin; auf der Steppe galoppirt sie unerschrocken einher, das nie fehlende Gewehr an der Seite, ein echtes Bild wilder Schönheit. Ihr Gatte, der in Frankreich und Algier als Offizier gedient hat, wurde bei seinem ersten Auftreten auf den Plains von den Cowboys stark angefeindet, allein als er einst, von dreien angegriffen, ein rascherer Schütze als sie, den einen auf der Stelle niedergeschossen und die übrigen beiden schwer verwundet hatte, genießt er ihren Respekt und sie treten gern bei ihm ein, denn auch er gebietet über gewaltige Rinderherden.

Das Geschäft wirft zwar immer noch einen enormen Profit ab, allein die Tage, als man mit einigen Stück Vieh und rührigem Unternehmungsgeist anfangen und es nach zehn Jahren zum Millionär bringen konnte, gehören zu den Zeiten, die vergangen sind. Zum großen Teil ist schuld daran der amerikanische Konkurrenzgeist, der, sobald er sieht, daß irgend jemand mit Erfolg ein neues Gebiet des Erwerbes erschlossen hat, es sofort betritt und seine Vorgänger mit allen Kräften zu überflügeln sucht. Das ist bei uns im kleinen wie im großen der Fall, und diese Wettkämpfe endigen natürlich damit, daß nach dem alten Darwinschen Satze die Stärkeren siegen. Letztere machen nun sehr bald die Entdeckung, daß wenn sie sich zur Ausbeutung des Publikums verbinden, anstatt einander den Krieg zu erklären, sie ungleich besser fahren würden, und so entstehen unsere mächtigen Monopole und Konsolidationen, die meist eine unkluge Politik der Selbstsucht und Habgier betreiben. Ihre Bekämpfung ist die soziale Frage der amerikanischen Zukunft, die vielleicht friedlich, wahrscheinlicher jedoch auf dem Wege der Gewalt gelöst werden wird, nur darf man sie nicht mit dem uns fremden Sozialismus verwechseln.

Der sogenannte Fenzkrieg, der besonders heftig in Texas wütet, ist eine Phase der Fehde des kleinen Mannes gegen das ihn erdrückende Großkapital. Früher war das ganze Weideland der unermeßlichen Steppe «free range», jeder durfte seine Herde grasen lassen, wo er wollte. Er wanderte mit ihr längs der buffalo trails, sein Hausgerät auf einem Packtiere mit sich führend. Der einstige Cowboy hatte überall das herrlichste Futter umsonst und darum ward er auch schließlich zum cattle king. Die Sache ist jetzt ganz anders geworden. Compagnien mit einem Kapital, das nach Millionen zählt, kaufen ungeheure Strecken Landes an und umziehen dieselben mit einer Fenz von Draht; das Futtergras hat also, auf diesem Terrain wenigstens, aufgehört, frei zu sein. Der kleine Viehzüchter sieht sich genötigt, entweder einen Umweg von hunderten von Meilen zu machen, ehe er auf eine ihm noch nicht versperrte Weide gelangt, oder die von seinem mächtigen Gegner gezogene Drahtschranke zu zerschneiden und zu durchbrechen. Jetzt hat indessen eine Verfügung des Präsidenten Cleveland diesem Unwesen zu Gunsten der kleinen Leute ein rasches Ende bereitet.

Die frische, kräftige, gesunde Luft der Steppe, der Reichtum an Wild aller Art, der Umstand, daß, wer es liebt, buchstäblich im Sattel leben kann, die Thatsache, daß viele der Züchter binnen wenigen Jahren ein großes Vermögen erworben haben, verlocken noch immer junge, wohlhabende Leute, ein Dasein des Müßigganges in der großen Stadt aufzugeben und sich im fernen Westen nützlich zu machen und Reichtümer zu erwerben. Das sind die «dudes», die Elegants der Plains, welche die endlosen Strapazen und Entbehrungen nicht lange aushalten und in der Regel sehr bald wieder zu „Muttern" heimkehren, nachdem sie ihr Geld glücklich an den Mann gebracht haben. «Tenderfoot» (Weichfuß) nennt der Cowboy einen solchen Stutzer.

Die Cowboys sind bei der enormen Zunahme der Rindviehzüchterei zu einem förmlichen Stande herangewachsen: verwegene, leichtsinnige, gewissenlose, generöse Kerle, denen das eigene Leben meist ebensowenig wert ist wie das ihrer Mitmenschen, die bewunderten Helden der amerikanischen Räuberromane für die Jugend, welche den halbwüchsigen Knaben schon den Kopf verdrehen, daß sie sich mitunter zu Banden vereinigen und westwärts nach der Steppe ziehen, um gleich ihren vergötterten Vorbildern zu leben und zu sterben. Bis an die Zähne bewaffnet brechen die Bürschchen auf, doch werden sie unterwegs bereits abgefangen und der Behörde oder den Eltern ausgeliefert.

Damit der geneigte Leser sich ein Bild von dem Leben unter jenen liebenswürdigen Cowboys bilden könne, folge hier die wahrheitsgetreue Schilderung einer Scene, wie sie sich jüngst in American Falls, einem Städtchen in Idaho, abspielte.

Die Cowboys hatten gestern, so heißt es in dem Bericht des Augenzeugen, hierselbst ein Tanzvergnügen, und die Ueberlebenden nahmen heute die Liste der Toten und Verwundeten auf. Für einen derartigen Ball war das Blutbad nicht eben groß, nur einer ist gefallen und vier haben Wunden erhalten. Der Tote ist bereits begraben und die Verletzten befinden sich den Umständen nach wohl, binnen kurzer Zeit werden sie wieder auf den Beinen sein und sich nach wie vor ihrem harmlosen Sport widmen.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Ball sind in der Regel ebenso interessant und gefahrvoll für Leib und Leben, wie der Ball selbst. Die Einleitung zu der gestrigen Soirée verlief folgendermaßen. Die Jungens versammelten sich früh am Tage und trieben allerhand Unfug, doch ging alles leidlich ruhig zu bis zum Nachmittag, als ein Reisender im Ort eintraf. Erfahrene Leute befürchteten sogleich bei dessen Erscheinen, daß es etwas geben würde, denn die Burschen waren in der besten Laune und zu jedem Spaß aufgelegt.

Der Fremde begab sich nach der Taverne und ließ sich erst um fünf Uhr draußen blicken und zwar mit einem hohen Seidenhut. Den alten Bürgern lief die Gänsehaut über, als sie das sahen, und der Gastwirt rannte ihm nach, um ihm durch eine rechtzeitige Warnung das Leben zu retten, aber bevor er den Mann einholen konnte, waren schon acht bis zehn der Jungens hinter ihm und folgten ihm im Gänsemarsch dicht auf der Ferse.

Der mit dem Cylinder merkte recht wohl, was hinter seinem Rücken vorging, allein er hatte keine Ahnung, worauf das hinaus wollte. Er trat in einen Laden und blieb dort einige Minuten, während die draußen stehende Schar immer mehr anwuchs. Als er wieder zum Vorschein kam, begann dasselbe Manöver von neuem und an jeder Straßenecke vermehrte sich der Zug, bis er auf etwa dreißig angeschwollen war.

Nun begriff der Reisende, daß irgend etwas los sein müßte, entweder mit ihm oder mit der Stadt. Schnell schritt er in einen Juwelierladen, scheinbar, um sich an seiner Uhr etwas zurecht machen zu lassen. Der Juwelier, dessen Vorrat hauptsächlich aus Revolvern und anderen Schießeisen bestand, musterte erst seinen Kunden und dann die sonderbare Prozession, die vor seinem Geschäft Posto gefaßt hatte.

„Sie haben hier eine recht hübsche Stadt," begann der Fremde, „aber können Sie mir wohl erklären, warum die Leute dort mich so verfolgen?"

„Gewiß," lautete die lakonische Antwort, „sie sind hinter Ihrem Hut her!"

„Hinter meinem Hut?"

„Ja wohl, auf Ihren Cylinder ist es abgesehen. So etwas leiden sie hier nun einmal nicht. Waren Sie noch niemals vorher in American Falls?"

„In meinem Leben noch nicht," ächzte der Unglückliche.

„Well, ich will Ihnen etwas sagen," tröstete der Juwelier. „Die Jungens sind heute ganz besonders aufgelegt und könnten Ihnen ein wenig warm machen. Ich werde Sie nach dem Hotel begleiten und Sie als meinen Freund ausgeben. Dort legen Sie den Hut weg und setzen ihn nicht wieder auf, so lange Sie hier sind."

Erleichtert aufatmend dankte der Reisende dem Kaufmann und die beiden gingen Arm in Arm auf die Straße, die Cowboys sämtlich hinterher. Im Schenkzimmer angekommen, rief ersterer einen der Jungens zu sich heran und sprach: „Das hier ist Mr. B., ein Freund von mir aus den Staaten."

Der Bursche drückte dem Fremden die Hand, daß diesem die Thränen in die Augen traten. „Ich nehme Bourbon-Whisky," sagte er.

Auch die übrigen näherten sich und wurden dem Reisenden vorgestellt, doch schielten sie alle verdächtig nach dem Hut, während sie den Besitzer desselben an der Bar umstanden, die Gläser in der Hand, fiel der Hut urplötzlich vom Haupt seines Eigentümers, im Nu hatten die Cowboys einen Kreis um den unschuldigen Gegenstand ihrer Abneigung gebildet, und dreißig Schüsse knallten aus ebensovielen Revolvern, so daß der eben noch so stolze Bau durchlöchert in sich zusammensank.

Der zum Tod erschrockene Fremde wich mit seinem neuen Freunde seitwärts und dieser belehrte ihn: „Ein Glück für Sie, daß Sie zu mir kamen, denn zehn Minuten später hätten die Kerls nach Ihrem Hut gefeuert, als er noch auf Ihrem Kopf saß, und ihn heruntergeschossen, nicht erst heruntergenommen. Hinterher hätten Sie Ihrem Gott danken können, wenn Sie mit ganzem Hirnschädel davongekommen wären. Manche der Jungens pfeffern in der That ein bißchen zu blind darauf los."

Während die Cowboys zechten und sich über den vernichteten Cylinder lustig machten, trat ein wild aussehender Gesell ein, drängte sich an die Bar, ergriff die Whiskyflasche, setzte sie ohne weiteres an den Mund und that einen langen Zug, die Vermittlung eines Glases verschmähend. Das war denn doch einem der Jungens zu toll und er meinte, Babe Williams sei ein Schwein und passe gar nicht in die Gesellschaft von Gentlemen.

Rasch wie der Blitz hatte der andere seinen «self-cocking»-Revolver auf seinen Beleidiger gerichtet. „Nimm das zurück!" brüllte er.

„Niemals!" entgegnete jener mit einem fürchterlichen Schwur.

Jetzt erregte der Streit aller Interesse und die Gesichter der Cowboys strahlten vor Vergnügen und Begeisterung.

Williams war es bitterer Ernst, den Finger am Drücker knirschte er: „Ich laß Dir eine Minute Zeit, Dein Wort zurückzunehmen."

Der Cowboy stand mit gekreuzten Armen regungslos da, die grauen Augen fest auf seinen Gegner geheftet. Eine mächtige Pistole stak in seinem Gürtel, aber eine Bewegung der Hand nach der Waffe wäre sein unfehlbarer Tod gewesen.

„Ich fürchte mich nicht vor Dir," höhnte er. „Du kannst mich nicht töten, ohne daß Du Dir dadurch selbst das Lebenslicht ausbläst."

„Wieso?" fragte Williams.

„Weil hinter Dir jemand steht, der auf Dich angeschlagen hat, und wenn Du —"

Bevor er seinen Satz beendigte, hatte sich der andere nach seinem angeblichen Feind umgedreht. In demselben Moment krachte ein Schuß aus der Pistole des Cowboy, dem seine List geglückt war, und im nächsten lag Williams mit durchbohrtem Schädel am Boden. Die Jungens traten wieder an die Bar und tranken ungenirt weiter, während der Tote fast ihre Füße berührte.

Als der Ball begann, waren alle in unternehmungslustigster Stimmung zur Stelle. Derselbe wurde im hintern Raum einer Schenke veranstaltet, und während die eine Hälfte der Cowboys tanzte, trank die andere. Es waren immer nur sechs Frauenzimmer auf einmal da, deshalb mußten einige der Jungens als Damen fungiren, eine Auszeichnung, für welche sie ein feuerrotes Band um den linken Arm geschlungen trugen. Die Musik lieferten zwei Virtuosen, Numero eins auf einer kratzenden Violine, Numero zwei auf einem von mehreren Kugeln durchbohrten Baß.

Der Ball verlief zwar sehr laut und geräuschvoll, aber im ganzen friedfertig, und die alten Bürger der Stadt beglückwünschten sich schon, daß die Jungens ein so schönes, harmloses Vergnügen hätten.

Plötzlich knallten im Ballsaal zwei Schüsse rasch hintereinander. Die Musik verstummte und alles stürzte nach dem Ort der Handlung.

Der Bassist, ein finsterer Kerl, stand auf einem Schemel, in jeder Hand einen riesigen Revolver, und forderte denjenigen auf, der es gewagt habe, sich sein Instrument zum Ziel zu nehmen, sich zu melden. Fast sämtliche Anwesende, Männer wie Weiber, hatten eine Pistole oder ein Messer in der Faust. Der Besitzer des Lokales, mit einer Winchesterbüchse bewaffnet, schob sich durch die Menge zu dem empörten Künstler hin und erfuhr von diesem, daß irgend jemand im Zimmer zwei Kugeln in seinen Baß gesandt habe und er verspüre keine Lust mehr, sich dergleichen Dummheiten noch länger gefallen zu lassen. Jeder Schuß war erst durch das Gehäuse gedrungen und hatte darauf einen der Tänzer verwundet.

Kaum war es dem Wirt gelungen, den rasenden Musikanten zu beschwichtigen, als einer der Verletzten vortrat und schwor, er sei bereit, sich mit dem Thäter zu schlagen; auf Revolver, Winchesters, Messer, Fäuste, das sei ihm ganz gleich. Allgemeine Spannung; da jedoch niemand den Fehdehandschuh aufnahm, so wurde flott weiter getanzt.

Gegen Morgen gerieten sich zwei wegen einer Frage der Etikette in die Haare. Sie wechselten einige Schüsse miteinander, trafen aber nur ein paar Umstehende. Sonst endete der Ball ohne weiteren Unfall, und am nächsten Tage war der Ort wieder so ruhig wie ein Friedhof.

Sinnsprüche.

Wir machen keine neuen Erfahrungen, aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.

*

Das Wissen ist lang, das Leben ist kurz, und wer nichts weiß, der lebt auch nicht.

*

Am Baum des Schweigens hängt seine Frucht, der Friede.

Die Königin von Spanien und die Thronerbin.

Durch den Tod des Königs von Spanien ist dessen Gemahlin in den Vordergrund der Ereignisse nicht nur in Spanien selbst getreten. Nach dem in dem Lande jenseits der Pyrenäen herrschenden Gesetz ist die älteste Tochter des Königs Thronerbin, die Infantin Maria de la Mercedes, geboren am 12. September 1880. Da diese aber erst fünf Jahre zählt, so übernimmt die Mutter statt ihrer die Regierung. Die Witwe des Königs Alfons, Maria Christina, ist eine österreichische Prinzessin. Geboren den 21. Juli 1858, erhielt sie, nach der Sitte des väterlichen Hauses, eine klösterliche Erziehung und heiratete am 29. Nov. 1879 den jungen spanischen

Die Königin von Spanien mit der Thronerbin. Zeichnung von S. Vuillier.

König, der seit ein und einem halben Jahre Witwer war. Die Ehe gestaltete sich zu einer überaus glücklichen. Die Königin, weit entfernt, den Ehrgeiz der Regierung zu zeigen, entfaltete alle weiblichen Tugenden und war eine hingebende Genossin ihres Mannes und eine liebevolle, besorgte Mutter ihrer Kinder. Das jüngste Kind dieser Ehe, Marie Therese Elisabeth, ist 1882 geboren. Die Königin-Witwe ist jetzt auf einen schwierigen und verantwortungsschweren Posten berufen. Spanien befindet sich wirtschaftlich in einer sehr üblen Lage, heimgesucht von Naturereignissen und Krankheiten, ist es zudem noch zerklüftet von politischen Parteien und die im Grunde edle und einsichtsvolle Bevölkerung vielfach irregeleitet. Möge es der geprüften Frau gelingen, zum Heile der Nation die schweren Pflichten, welche sie übernommen, erfüllen zu können.

Impfung in einem mährischen Dorfe. Originalzeichnung von W. Geigler. (S. 295.)

In der Neujahrsnacht.

Weithin ertönt der Gruß der Glocken,
Von hundert Lichtern glänzt der Saal,
Die Menschen jubeln und frohlocken
Vereint beim festlich heitern Mahl.

Sie bringen Wünsche sich entgegen
Und klingen mit den Gläsern an.
Wie mag sie's nur so froh bewegen,
Daß abermals ein Jahr verrann?

Daß sie aus ihrer Freuden Mitte
Verhülltem Los entgegen geh'n,
Daß näher sie um so viel Schritte
Dem Ziel, vor dem sie schaudern, steh'n!

Wie? oder sollen Spiel und Necken,
Der Scherz, der immer Toll'res wagt,
Das Wehgefühl nur überdecken,
Das leis' an jedem Herzen nagt?

Das Wehgefühl, nicht zu versöhnen,
Daß eine Frist nun wieder um,
Und daß die Glocken nur ertönen,
Vergänglichkeit, zu deinem Ruhm!

Betty Paoli.

Der Kaufgesell von Augsburg.

Lebensbild aus dem sechzehnten Jahrhundert

von

Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Herbstabend des Jahres 1587 und Dunkelheit hüllte bereits in ihren Mantel die alte wehrhafte Reichsstadt Nürnberg, deren Thore eben geschlossen worden waren.

Doch plötzlich erschien, glanzvoll aus dem schwarzen Wolkenvorhang hervortretend, der Vollmond und beleuchtete feenhaft und phantastisch mit seinem bleichen Schimmer die unzähligen Türme und Türmchen, die Mauern, Zinnen, Dächer und Erker der berühmten gewerbfleißigen Pegnitzstadt, von der Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II., der sich in der Welt viel umhergetrieben, gesagt hatte, daß die einfachen Bürger dort bessere Wohnungen hätten, als in Schottland die Könige.

Da nahte sich auf der Landstraße noch ein junger Reitersmann und ritt dem Frauenthore zu. Er kam also von Süden, wo die Leute munterer sind, als im Norden, und sah auch aus wie ein lustiger Fant.

Zwar war sein Rößlein ein alter Gaul, der nicht viel mehr taugte; doch der junge Herr saß so stolz darauf, als könne er ganz Nürnberg kaufen mit den zwei Goldgulden und etlichen Batzen, die er noch in der Tasche hatte. Angethan war der hübsche Jüngling mit stahlblauem Wams und Beinkleid; darüber flatterte ein weiter brauner Mantel; auf dem schwarzlockigen Haupte saß keck und schief ein rotes Baret mit schwankender weißer Feder; an seiner linken Hüfte klirrte ein Degen.

„Holla, Meister Thorwart!" schrie er mit der vollen Kraft seiner Stimme, indessen einige mit Partisanen und Radschloßflinten bewaffnete Soldknechte, die oben auf dem Walle umherlungerten, ihn mißtrauisch betrachteten. „Oeffnet doch! Oeffnet geschwind! Ich bin da! Holla! Holla!"

Nach einer geraumen Weile öffnete der griesgrämliche alte Thorwart nicht etwa das Thor, sondern ein kleines Gitterfenster in der dicken Mauer seitwärts, zwängte den Kopf hindurch, schaute den jungen Fremdling grimmig an und fragte barsch: „Was zum Henker habt Ihr hier so mörderlich zu schreien?"

„Ich mußte wohl schreien, um von Euch gehört zu werden, wie es scheint," versetzte der Jüngling.

„Wisset Ihr nicht, daß der hochwohlweise gestrenge Rat alles nächtliche Lärmen, Schreien, Tumultuiren bei harter Strafe verboten hat?"

„Daß mein Schreien hier solches Aergernis erregen könnte, davon hatte ich wirklich keine Ahnung. Glaubt man vielleicht, die Mauern könnten umfallen, wie weiland die Mauern von Jericho, als die Trompeten erschollen? Verzeiht, lieber Thorwart, ich bin kein Nürnberger Kind."

„Oho, Ihr seid nicht einmal ein Nürnberger Kind und macht hier solchen Lärm, als ob Ihr der Sohn des ersten Bürgermeisters wäret!"

„Guter Thorwart . . ."

„Was habt Ihr bei nachtschlafender Zeit die Leute zu stören?"

„Ich wußte nicht, daß man sich in Nürnberg so frühe zu Bette legt."

„Es ist schon Nacht."

„Noch nicht zehn Uhr."

„Eben schlägt es zehn auf St. Lorenz. Schert Euch fort! Nach zehn wird keiner mehr hereingelassen; das ist der Befehl des hochwohlweisen Rates."

„Ich bin vor zehn Uhr hier gewesen und Ihr hättet mich längst einlassen können. Eure Schuld ist es, daß ich so lange warten mußte."

„Weshalb stelltet Ihr Euch nicht früher ein, junger Mensch?"

„Weil ich mich unterwegs in einer Herberge verspätete."

„In welcher Herberge?"

„Im ‚weißen Lamm' bei Schwabach."

„Wo der Wirt Matthias Kürbis heißt, der einen guten Weinkeller und zwei hübsche Töchter hat?"

„Ganz richtig! Ihr kennt ihn?"

„Er ist mein Gevatter. Also habt Ihr Euch entweder wegen des guten Weins oder wegen der hübschen Mädchen verspätet!"

„Das glaube ich auch."

„Nun, es sieht Euch ähnlich. Wie ist Euer Name?"

„Ulrich Wirsung."

„Von wannen kommt Ihr?"

„Von Augsburg."

„Euer Stand?"

„Ich bin ein ehrsamer Kaufmannsdiener."

„Ein Pfefferdütendreher, ein Ellenritter! Und dann macht Ihr hier solchen ruhestörenden Lärm und seid doch nichts weiter als ein simpler Kaufmannsdiener?!"

„Bitte, laßt mich ein, guter Thorwart! Ich habe Eile!"

„Nichts da! Schert Euch fort! So ein Augsburger Dütendreher wagt es, uns Nürnbergern einen Heidenlärm vorzumachen und ‚Holla!' zu schreien, als ob er des Kaisers Vorreiter wäre! Sucht Euch draußen ein Nachtlager! Ihr werdet nicht eingelassen."

„Dann werde ich Euch morgen verklagen beim Bürgermeister und Rat!"

„Ihr wollt mich verklagen, weil ich meine Pflicht thue? Geht doch! Ihr seid ein Kalb, Augsburger!"

„Ihr habt Eure Pflicht nicht gethan, da ich noch rechtzeitig Einlaß begehrte. Man wird Euch das morgen schon gründlich beweisen."

„Wer soll mir das beweisen? Ihr doch wohl nicht!"

„Ich selbst vielleicht nicht, aber mein Prinzipal, Herr Viatis."

„Wie, was? Der kleine, reiche Italiener, der Millionenkaufmann, Herr Bartholomäus Viatis?"

„Ja, gewiß; ich bin von ihm in Dienst genommen als wohlbestallter Handlungsdiener; darüber habe ich Brief und Siegel."

„Potztausend! Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt? Alle Hagel, Augsburger! Wenn Ihr einen solchen Gewährsmann habt, dann ist es freilich ganz etwas anderes! Geduldet Euch nur einen Augenblick noch! Sogleich will ich das Thor öffnen!"

Der Kopf in der Maueröffnung verschwand.

„Endlich!" murmelte der junge Reiter. „Das kostete Mühe. Herr Viatis muß in Nürnberg hoch angesehen sein, da schon die Nennung seines Namens diesen eigensinnigen Cerberus von Thorhüter so schnell fügsam zu machen vermochte."

Das große Riegelschloß knarrte, die Sperrkette drinnen klirrte, als sie zurückgezogen wurde, und die Thorflügel öffneten sich weit.

„Reitet ein, Augsburger!"

„In Gottes Namen mit der Hoffnung auf Glück und Heil!" sprach ernst der sonst so heitere Jüngling.

„Amen!" sagte der Thorwart.

„Mit Vergunst, noch ein Wort!" rief Wirsung, indem er einige Batzen dem Thorhüter in die Hand drückte. „Bitte, bezeichnet mir den Weg nach dem Hause Viatis'."

„Ihr reitet immer gerade zu die breite Straße da vor Euch hinauf bis zur Lorenzkirche, dann über den Lorenzplatz weiter bis zur Pegnitz. Bevor Ihr zur Brücke kommt, seht Ihr bereits das Haus Viatis', das an Pracht und Größe alle anderen Gebäude überragt."

„Danke! Es wird doch zu spät sein, mich heute abend noch meinem Prinzipal vorzustellen. Sagt mir, wo finde ich die Herberge der Augsburger?"

„Wo die Augsburger Fuhrleute gewöhnlich einkehren?"

„Ja, die meine ich."

„Dann müßt Ihr über den Kornmarkt durch die Jakobsstraße nach dem Entengässel reiten; aber dorthin findet Ihr als Fremder nicht so leicht den Weg. Wollt Ihr einen Stadtsoldaten als Führer haben für einen Batzen?"

„Sehr gerne. Ich will ihm zwei Batzen geben; dann kann er mich zuerst nach dem Hause Viatis' und darauf nach der Herberge im Entengässel führen."

„Hubert Rindsmaul, es sind zwei Batzen zu verdienen!" schrie der Thorwart. „Stellt Eure Partisane beiseite und führt diesen jungen Herrn!"

Der Soldknecht mit dem sonderbaren Namen ließ sich das nicht zweimal sagen. Unter seiner Führung ritt nun Ulrich Wirsung in Nürnberg ein, durch das finstere Thor auf die mondbeglänzte Straße.

Wie sehr der junge Mann auch an die sprichwörtlich gewordene „Augsburger Pracht" gewöhnt sein mochte, so bewunderte er doch die vielen stattlichen Gebäude, an welchen er vorbeikam. Am Lorenzplatze hielt er ein weilchen und staunte die massige Kirche an, in deren gemalten hohen Glasfenstern das Mondlicht phantastische Farbenspiele erglänzen ließ. Dann ritt er weiter bis nahe zur Pegnitz, wo ein ungeheures prächtiges Haus, mit Türmchen, Erkern und Malereien verziert, seine Aufmerksamkeit aufs höchste in Anspruch nahm.

„Hier ist das Haus Viatis," sagte Hubert Rindsmaul.

„Das ist ja ein Palast," murmelte der Jüngling. „Hier also werde ich zukünftig wohnen und arbeiten. Da sieht man doch, wie weit man es heutzutage mit der Kaufmannschaft bringen kann. Welche Gewölbe, welche Speicher dahinten, welche Lagerböden! Die Fugger zu Augsburg haben kein größeres Kaufhaus."

Und dann dachte er an das, was ihm sein früherer Prinzipal, der würdige Herr Balthasar Hutzler zu Augsburg, von dem Herrn Viatis erzählt hatte, der als Handelsherr durch seine Geschäftsklugheit so außerordentliche Erfolge zu erzielen wußte.

Wie die Nürnberger Chronik meldet, war Bartholomäus Viatis als kleiner Junge im Gefolge venetianischer Kaufleute im Jahre 1538 nach Nürnberg gekommen „mit noch nicht sechs Hellern in der Tasche". Als er 1624 in dem hohen Alter von fast hundert Jahren starb, hinterließ er fünfzehn Kinder, einunddreißig Enkel, neunzehn Urenkel, und außer seinen Häusern, sowie einem großen Warenlager noch ein Barkapital von neun Tonnen Goldes.

„Ich komme mit zwei Goldgulden in Nürnberg an," dachte der Jüngling, „ob es mir hier wohl ebenso gut glücken wird wie dem Italiener, der einst mit nur sechs Hellern anlangte, wie man sagt?"

In solche Betrachtungen vertieft, ritt er vor dem Hause auf und nieder.

Alle Fenster waren dunkel, bis auf ein kleines helles Erkerfenster.

Auf einmal wurde dasselbe geöffnet und ein weiblicher Kopf neigte sich hinaus, wohl um zu sehen, wer draußen sei, denn das Hufgestampfe des alten Gauls auf dem Pflaster hallte sehr vernehmlich durch die stille Nacht. Es war aber ein Köpfchen von so blendender Schönheit, daß Ulrich, der ein feiner Kenner war, sich sagte, er habe vorher in seinem Leben noch kein so schönes Mädchenantlitz gesehen.

Sein Blick und der Blick der jungen Dame begegneten sich. Da lüftete er als höflicher Augsburger sein Baret und grüßte äußerst zierlich. Sie aber zog das Köpfchen blitzschnell zurück und schlug das Fenster zu.

„Alle tausend!" murmelte unser Held, „wenn diese strahlende Schönheit eine Tochter des Herrn Viatis ist, so möchte ich meiner Treu wohl sein Schwiegersohn sein!" Und in Träumerei versunken ritt er, geführt von dem biederen Soldknecht, die Straße zurück, durch die Pfannenschmiedegasse über den Kornmarkt, die Jakobsstraße entlang nach dem Entengässel zur Herberge der Augsburger.

Dort war der Wirt noch auf und bediente geschäftig einige trinklustige Fuhrleute. Wirsung erkundigte sich, ob sein Gepäck, welches er mit einem Frachtwagen vorausgeschickt, schon angekommen sei. Dies war der Fall. Er traf mit einem Fuhrmann eine Uebereinkunft, daß derselbe den für die Reise geliehenen Gaul mit nach Augsburg zurücknehme. Dann ließ er sich sein Stübchen zeigen, legte sich zur Ruhe und träumte selig von dem reizenden Mädchenkopf, den er gesehen im Erkerfenster des Hauses Viatis.

Am folgenden Morgen kleidete Ulrich Wirsung sich als ehrsamen Kaufmannsdiener.

Dann ging er eilends hin zur Stätte, wo er künftig wirken sollte, und stellte sich dem Prinzipal vor.

Herr Bartholomäus Viatis, der ein kleiner, lebhafter Herr war, empfing ihn in seinem Privatcomptoir.

„Ihr seid mir empfohlen von meinem Freunde Hutzler in Augsburg," sagte der alte Italiener wohlwollend. „Hoffentlich werden wir gut mit einander auskommen!"

„Es wird das mein eifrigstes Bestreben sein!"

„Cospetto, das soll es auch. He, Meister Schorrler!"

Ein steifbeiniger, kahlköpfiger Herr erschien und wurde als wohlbestallter Rechnungsführer Eberhard Schorrler vorgestellt. Er war ein Wimpfener von Geburt.

„Ruft mir auch den Bastel Nieblunger!" befahl Viatis.

Gleich darauf trat ein junger Kaufgeselle — ein Brandenburger — ins Comptoir.

„Der wird Euer Stubengenosse sein," sagte der Italiener zu Wirsung. „Geht mit ihm! Er und Schorrler werden Euch anleiten. Später werde ich weiter mit Euch sprechen und die anderen Hausgenossen mit Euch bekannt machen." Und er vertiefte sich wieder in einen Haufen von Briefen und Rechnungen.

Wirsung verneigte sich und schritt hinaus, geleitet von Schorrler und Nieblunger. Der erstere machte sich bald davon, dringender Geschäfte halber, wie er sagte; der junge Brandenburger aber fand großes Vergnügen an dem neuen Bekannten und verließ ihn nicht so bald.

So wandelten sie denn umher durch die großen Kaufgewölbe, Keller, Speicherräume und Lagerböden, wo ungeheure Massen von Waren aller Art aufgestapelt waren. Es war nämlich ein Warengeschäft im größten Stil, das wohl ein Dutzend „Kaufgesellen" beschäftigte. Auch mehrere erwachsene Söhne des Chefs waren darin beschäftigt, so Hieronymus Viatis, der, selber sehr zu Schelmereien aufgelegt, unsern heitern Augsburger bald sehr lieb gewann.

Als Wirsung und Nieblunger im Vorderhause die Treppe hinaufstiegen, sahen sie oben im Korridor ein holdes Mädchen, das mit flüchtigem Blick und schalkhaftem Lächeln den neuen Hausgenossen anschaute, dann verschwand sie wie der Blitz so schnell, indem sie in einen prächtigen Saal lief.

Ulrich erkannte sofort den reizenden Mädchenkopf, den er nachts vorher im Erkerfenster gesehen.

„Wer ist diese junge Dame?" fragte er klopfenden Herzens.

Sebastian Nieblunger stieß einen gewaltigen Seufzer aus.

„Es ist Else Viatis, die jüngste Tochter unseres Prinzipals und das schönste Mädchen in Nürnberg," sagte er

kleinlaut. „Ach, lieber Augsburger, ich rate Dir fein, verbrenne nicht Deine Augen an diesem strahlenden Lichte, das schon so viele umflattern! Die steht für uns viel zu hoch, Bruderherz; da muß irgend ein Prinz oder Bürgermeistersohn kommen."

Ulrich fand dies so zutreffend, daß er ebenfalls einen gewaltigen Seufzer ausstieß.

Er wurde um die Mittagszeit der Familie des Hausherrn vorgestellt, die sich vorläufig im allgemeinen, wenn auch freundlich, doch ziemlich vornehm und kühl gegen ihn verhielt. Es traf ihn wieder einmal ein strahlender Blick aus den großen Augen der schönen Else und abermals sah er ihr schalkhaftes Lächeln. Aber sie sprachen noch kein Wort miteinander.

Nachmittags machte unser Held sich im Geschäft sehr nützlich, indem er mit Nieblunger auf einen Lagerboden stieg, wo in aller Eile zwei Zentner Pfeffer in lauter Pfundpakete verpackt und abgewogen werden mußten, was eine gar lustige Arbeit war für junge, strebsame Kaufgesellen.

Den Abend verbrachte er mit den anderen Handlungsdienern des Viatisschen Geschäfts nach des Tages Last und Plage in einem großen Mansardengemach, das allen gemeinsam als Versammlungslokal und Speisesaal diente.

Hier wurden nun mancherlei Possen getrieben, wie sie dazumal bei lustigen Kaufgesellen im Schwange waren.

Der Augsburger aber stach durch seine Schwänke und Witze alle anderen aus und zuletzt zeigte er sich auch noch von der musikalischen Seite, indem er aus seinem Gepäcke, welches er aus der Herberge hatte holen lassen, eine Laute nahm und darauf die süßesten und schmelzendsten Weisen höchst kunstvoll spielte, so daß es lieblich durch das ganze Haus schallte und sogar die Dienstmädchen, welche die Treppe scheuerten, zu singen anfingen. (Schluß folgt.)

Impfung in einem mährischen Dorfe.

(Bild S. 293.)

Es ist im ganzen Dorfe von Amts wegen kund und zu wissen gethan worden, daß der Herr Kreisphysikus an dem und dem Tage zu der und der Stunde in der Dorfschule anwesend sein werde, um die gesetzlich vorgeschriebene Impfung der Kinder vorzunehmen. Alle Mütter haben bei sonstiger Strafe ihre noch nicht geimpften Kinder mitzubringen, um sie zur eigenen, wie zur öffentlichen Sicherheit impfen zu lassen. Mähren ist ein fruchtbares Land, ja, es leidet sogar in mancher Beziehung an Ueberproduktion und muß sich, so gut es geht, durch einen möglichst schwungvollen Export zu helfen suchen. Mährische Ammen sind beispielsweise ein sehr gesuchter Artikel in Wien und es werden deren daher jährlich tausende nach Wien exportirt. Daraus ist man zu schließen berechtigt: erstens, daß das Volk in Mähren ein kerniger, tüchtiger Schlag Menschen ist, zweitens, daß es in einem mährischen Dorfe gewöhnlich keinen Mangel an Kindern gibt. Jedenfalls war es kein Mähre, der das Sprichwort erfunden hat: „Es gibt keine Kinder mehr!" So hat denn auch unser Kreisphysikus Arbeit in Hülle und Fülle. In hellen Scharen strömen ihm die schmucken Hannakinnen mit der jungen Hoffnung des Landes und des Reiches auf den Armen in die Schulstube, um da einer mütterlichen Pflicht zu genügen. Die kleinen Kinder wissen noch nicht viel von der Welt, aber die Operation, so harmlos sie auch im ganzen ist, macht ihnen doch nicht viel Vergnügen. Die Mißhandlung, die sie sich gefallen lassen müssen, spielt sich in der Schulstube ab. Ein böses Omen! Wenn ihnen da nur nicht gleich auch eine tiefe Abneigung gegen die Wissenschaft selbst eingeimpft wird, zu deren Opfern sie dereinst in diesem selben Raum gemacht werden sollen.

Bedroht.

(Bild S. 297.)

Die Scene unseres Bildes spielt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Liebe hat hier vergessen, daß es ein bedrohtes Vaterland gibt, die Leidenschaft hat gegen jedes andere Fühlen und Denken blind gemacht, und fortgerissen von den heißen Wünschen des Herzens hat die Zofe jenem Mann, der zu den Feinden des Landes sich geschlagen, das Thor des Schlosses geöffnet, so daß er eindrang und aus einer Truhe eben wichtige Schriften zu entwenden im Begriff war, als die Verräterei entdeckt wurde und ein Trupp bewaffneter Männer durch die langen Gänge heraufeilte, um den Verwegenen zu fangen. Eifersucht hat hier den Angeber gemacht und verschmähte Liebe nahm so grausame Rache — das stellt unser historisch angehauchtes Bild dramatisch und ergreifend dar. In welche düster traurige Zukunft die Augen des geängstigten Mädchens blicken, das angstvoll herbeistürzt, den Geliebten zu warnen, zu verstecken. Es war zu spät und den Tod im Herzen erwartet sie jeden Augenblick, den Geliebten niedergestoßen zu sehen, indessen dieser finster, gefaßt und hoffnungslos den Degen zieht, um sein Leben wenigstens so teuer wie möglich zu verkaufen. Ob der Angeber mit seinem Zweck zufrieden sein — ob er eines der geträumten Ziele erreichen wird? Statt der Liebe wird er Haß ernten und die Herrschaft der Leidenschaft allen drei Beteiligten zum Verderben gereichen.

Seidencocons an Baumästen.

In Zentralamerika, in der Republik San Salvador, soll ein Dr. Gutzmann Seidencocons an Baumästen hängend entdeckt haben von einem Fuß Länge. Proben dieser Cocons soll er an den Kongreß von San Salvador gesandt haben, der dieselben einer genauen Prüfung auf ihren Wert unterzogen habe. Die Güte der Seide und ihre Spinnbarkeit soll über jeden Zweifel erhaben befunden worden sein. Die Bäume, an welchen diese merkwürdige Entdeckung geschehen, nennt Gutzmann Tocoma sideraxilum.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben, wieder ruhte sein Blick starr und voll ungeduldiger Erwartung auf dem Antlitz Ganters, dessen Zuversicht nun auch ihn allmälich zu überzeugen begann.

„Wenn Sie recht hätten!" erwiderte er, mit der Hand über seine Augen fahrend. „Ich wüßte nicht, wie sehr ich Ihnen dafür danken sollte!"

„Vielleicht fordere ich später meinen Dank von Ihnen, Herr Hauptmann, vorab handelt es sich darum, mir Hilfe zu leisten."

„Wie kann ich das?"

„Mir liegt daran, eine Photographie des Herrn Baron Franz von Feldern zu erhalten aus jener Zeit, in der er noch hier beim Regiment stand, es wäre ja möglich, daß dieses Porträt mir die Richtigkeit meiner Vermutung überzeugend bewiese, dann hätte ich für meine weiteren Nachforschungen eine feste Grundlage gewonnen. Vielleicht finden Sie eine solche Photographie in der Wohnung des Herrn Oberst, andernfalls besitzt wohl noch ein früherer Kamerad dieses Bild."

„Ich werde nachforschen," nickte Berthold von Galen, der mit nervöser Hast an den Spitzen seines Schnurrbartes drehte.

„Nur dürfen diese Nachforschungen nicht in einer Weise geschehen, die Aufsehen erregen könnte!" sagte Ganter warnend. „Der Herr Baron ist bereits auf seiner Hut, sein Mißtrauen gegen jedermann und seine Zurückgezogenheit zeugen nicht von einem reinen Gewissen; wenn er erführe, daß ihm nachgeforscht wird, so würde er ohne langes Bedenken und Zögern die Maske fallen lassen und sich mit seiner Beute aus dem Staube machen."

„Und was bezeichnen Sie als seine Beute?"

„Die Erbschaft, Herr Hauptmann! Ist er ein Betrüger, so bezweckt er auch nur, diese Erbschaft an sich zu bringen, und zur Erreichung dieses Zweckes müssen ihm alle Mittel dienen. Der Nachlaß ist versiegelt, und der Herr Oberst wacht scharf darüber, daß die Gerichtssiegel nicht verletzt werden. Nun könnte der Betrüger die Siegel abreißen und mit dem Gelde die Flucht ergreifen, aber das wagt er nicht, und es wäre in der That zu gefährlich für ihn. Man würde seine Flucht und den Raub entdecken und ihn sofort verfolgen, zudem besteht der Nachlaß aus Wertpapieren, er könnte sie nicht verkaufen, ohne sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen. Da haben Sie den Grund, der ihn zur Verlobung mit Fräulein von Feldern drängt! Wenn diese Verlobung geschlossen ist, so fallen die Siegel, der Herr Baron schützt alsdann eine notwendige Reise vor und verduftet mit den Wertpapieren. An diese Möglichkeit wird der Herr Oberst nicht denken, ich möchte niemand raten, dem alten Herrn zu sagen, daß der Verlobte seiner Tochter ein Lump sei; kommt aber nach Wochen die Wahrheit an den Tag, dann ist der Betrüger längst in Sicherheit."

„Bei Gott, Herr, Sie setzen mir das alles in einer Weise auseinander, daß ich an die Wahrheit Ihrer Vermutungen glauben muß, mag mein Verstand sich auch noch so sehr dagegen sträuben!" rief der Hauptmann, dessen Erregung eher wuchs als abnahm. „Ich werde alles aufbieten, um Ihnen die Photographie zu verschaffen, das verspreche ich Ihnen. Wünschen Sie noch mehr von mir?"

„Ihn persönlich werden Sie nicht beobachten können," fuhr Ganter fort, der sich erhoben hatte, „ich kann mir denken, welchen Haß Sie gegen ihn hegen, da ist es ratsamer, daß Sie ihm fern bleiben. Aber Sie werden doch manches erfahren können, wenn Sie geschickt und in unverdächtiger Weise zu fragen verstehen, und da wäre es mir lieb, wenn Sie mir dann und wann berichten wollten. Ich werde, wenn Sie erlauben, von Zeit zu Zeit hier vorsprechen oder auch an einem andern Orte mit Ihnen zusammentreffen, Sie werden ja auch wissen wollen, welche Resultate meine Nachforschungen liefern."

„Kommen Sie nur hieher, in der Abenddämmerung bin ich stets zu Hause. Später gehe ich ins goldene Lamm, sollten Sie mir eine sehr wichtige und dringende Mitteilung zu machen haben, so kommen Sie nur dorthin, ich werde dann das Lokal verlassen und Sie draußen erwarten."

„Gut, Herr Hauptmann! Ich mache Sie nun noch darauf aufmerksam, daß die Verlobung des bewußten Herrn mit Fräulein von Feldern so lange wie möglich hinausgeschoben werden muß, denn ich hege die feste Ueberzeugung, daß der Herr Baron sofort nach dieser Verlobung auf Nimmerwiederkehr abreisen wird."

„Vorher müßten doch die Siegel abgenommen werden!"

„Das kann der Herr Oberst nicht mehr verweigern, wenn der Mann, mit dem er prozessirt, der Verlobte seiner Tochter geworden ist, dem zukünftigen Schwiegersohn muß er ja sein volles Vertrauen schenken. Wenn Fräulein von Feldern nur noch einige Wochen dem Drängen ihrer Angehörigen widersteht, so hoffe ich bis dahin mir volle Gewißheit verschafft zu haben."

„Ich will auch dafür Sorge tragen, so weit ich es vermag," nickte der Hauptmann.

„Wohlan, so wollen wir mit vereinten Kräften die Entlarvung des Betrügers versuchen!"

„Vorausgesetzt, daß der Baron von Feldern in der That der Betrüger ist, den Sie in ihm vermuten."

„Ich glaube daran nicht mehr zweifeln zu dürfen," sagte Ganter, indem er die Hand auf den Drücker des Thürschlosses legte.

„Und wo finde ich Sie, wenn ich Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen habe, die keinen Aufschub erleidet?"

„Ich wohne in der Schäferstraße Nummer vierzehn, — wünsche wohl zu speisen, Herr Hauptmann!"

Der Hauptmann nickte befriedigt, Karl Ganter zeigte ebenfalls eine zufriedene Miene, als er das Zimmer verließ.

Er hätte noch weitere Mitteilungen machen können, um seinen nunmehrigen Verbündeten zu überzeugen, aber er wollte das nicht, er fürchtete eine unkluge und übereilte Handlung von seiten des Hauptmanns, die den Verdächtigen warnen und alles verderben konnte.

Was ihn selbst betraf, so war er von der Richtigkeit seines Verdachts fest überzeugt, wenn es ihm auch immer noch nicht gelingen wollte, die Sachlage klar zu durchschauen.

Wer war dieser angebliche Baron von Feldern? Und was war in jener Nacht in Homburg vorgefallen?

Das waren die beiden Fragen, die ihn Tag und Nacht beschäftigten und auf die er keine Antwort finden konnte.

Der Herr, der den Baron in Homburg begleitete, war plötzlich gestorben, das Gutachten des Arztes bestritt die Vermutung, daß diesem plötzlichen Tode ein Verbrechen zu Grunde liegen könne.

Der Verstorbene war ein unbemittelter Londoner Kaufmann gewesen, welchen Nutzen hätte der Tod dieses Mannes für den Betrüger haben können?

Hatte Theodor Wundermann vielleicht entdeckt, daß der angebliche Baron ein Betrüger war? Das lag in der Möglichkeit, und hierin konnte auch die Ursache des Verbrechens liegen, das in jener Nacht verübt worden sein sollte!

Wie aber war der Betrüger in den Besitz des brasilianischen Passes und der Kreditbriefe gekommen?

Der Paß war echt, davon hatte Ganter sich im Paßbureau überzeugt, und die Kreditbriefe mußten ebenfalls echt sein, sonst würde das Bankhaus sie nicht honorirt haben.

Wie hing das nun alles zusammen? Dem Anschein nach konnte Franz von Feldern kein anderer sein, als der, für den er sich ausgab — und doch, weshalb vermied er so ängstlich jede Begegnung mit den früheren Freunden?

Es gab hier nach der Anschauung Ganters nur eine einzige Möglichkeit. Dieser Betrüger hatte den Baron Franz von Feldern ermordet und beraubt, er war dann mit dem Londoner Kaufmann zusammengetroffen und diesem gegenüber nicht vorsichtig genug gewesen. Vielleicht hatte Theodor Wundermann sich eingehend nach seinem Onkel erkundigt und eine Antwort erhalten, die ihm bewies, daß dieser Mann nicht der Schwiegersohn seines Oheims sein konnte. Da mußte denn ein Wort das andere ergeben, Wundermann hatte vielleicht im Eifer des Gesprächs mit gerichtlicher Untersuchung und Verhaftung gedroht, und infolge dessen war auch dieser Mord verübt worden.

Lagen die Dinge wirklich so? Wenn Ganter ernst darüber nachdachte, so stiegen doch wieder Zweifel in ihm auf, manches erschien ihm unwahrscheinlich, jedenfalls aber stand er hier vor einem dunklen Rätsel, das zu lösen er fest entschlossen war.

Elftes Kapitel.

Karl Ganter fand bei seiner Heimkehr den Bruder in seiner Wohnung, der den Geschwistern nur die Mitteilung machen wollte, daß er im europäischen Hofe eine Stelle gefunden hatte.

Helene ging hinaus, um das Mittagessen zu holen, Rudolf zog den Bruder in die Fensternische.

„Ich werde heute abend die Bibliothek unseres Barons sehen," sagte er leise, „Frau Martha will mich hineinführen, trotzdem mir der Baron das Haus verboten hat."

„Das ist sehr unklug!" warf Karl ein.

„Sei unbesorgt, der Baron ist abends nie zu Hause, wir werden schon dafür sorgen, daß wir nicht überrascht werden. Also, worauf soll ich achten?"

„Wenn ich selbst hingehen könnte —"

„Das ist jetzt unmöglich, später läßt es sich vielleicht machen. Der alte Kaspar ist zu mißtrauisch, er würde, weil er Dich nicht kennt, gleich einen Dieb in Dir wittern. Und meinen Besuch muß ich auch heute noch machen, weil ich morgen die Stelle antrete, ich bin dann gebunden, die Erlaubnis, spazieren gehen zu dürfen, wird mir nicht oft bewilligt werden."

„Na, dann betrachte Dir die Gerichtssiegel recht genau, sieh zu, ob Du keine Verletzung daran findest."

„Ist das alles?"

„Ich wünsche auch zu wissen, wo und wie die versiegelten Schränke stehen, merke Dir das; wir können ja nach Deinem Besuch in seinem Hause irgendwo zusammenkommen."

„Willst Du mich in der Bierschenke von Schulze erwarten? Ich werde gegen neun Uhr hinkommen."

„Gut," nickte Karl, mit forschendem Blick seine Schwester beobachtend, die geräuschvoller als es nötig war, das Eßgeschirr auf dem Tisch ordnete; „was hat das Mädchen?"

„Laß es in Ruhe," flüsterte Rudolf, „die Warnungen Huldas haben Eindruck gemacht, verdirb nur nichts mit Deinem Drohen und Schelten, Du erreichst dadurch nur das Gegenteil."

Die Brüder setzten sich an den Tisch, Helene bediente sie schweigsam, mit mürrischer Miene.

Karl Ganter konnte es doch nicht unterlassen, reiben mußte er sich an der Schwester, es war für ihn ein Lebensbedürfnis.

„Der Herr Lieutenant wird nun auch graue Haare bekommen," sagte er sarkastisch, „heute geht der Tanz los, die Geduld seiner Manichäer ist zu Ende."

„Und was hast Du davon?" fragte Helene entrüstet.

„Wenn ich nur so viel davon habe, daß er Dich in Ruhe läßt, so genügt mir das," erwiderte er.

„Das wäre auch ohne Deine gehässige Hetzerei geschehen!"

„Wirklich?" sagte er mit einem lauernden Blick. „Das glaube ich nicht."

„Wenn ich nichts mehr von ihm wissen will, dann muß die Geschichte wohl ein Ende haben," entgegnete sie trotzig.

Karl Ganter hatte seine Suppe ausgelöffelt, er legte den Löffel hin und sah seine Schwester überrascht an.

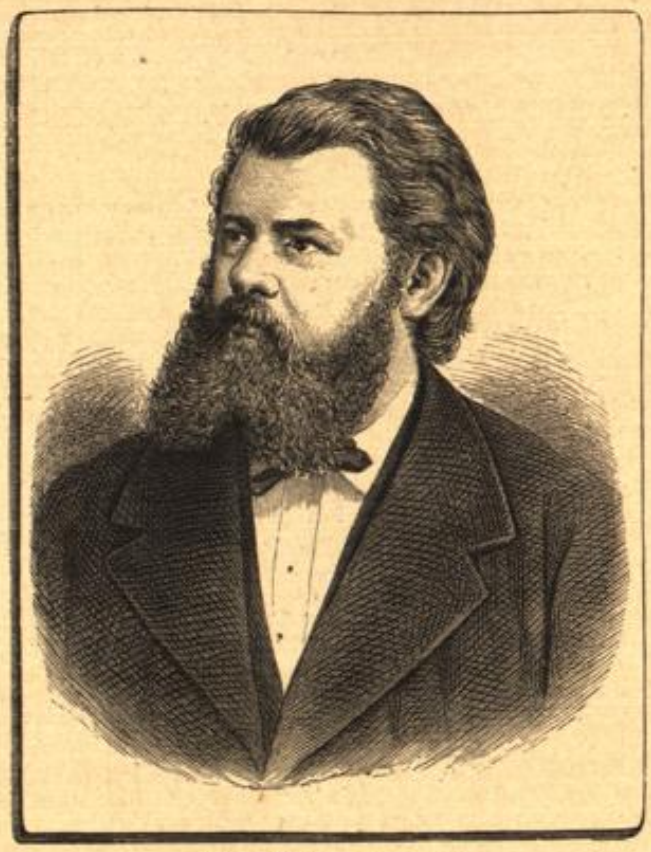
„Du?" fragte er zweifelnd. „Du hast mit ihm gebrochen? Wenn das wahr ist, dann lasse ich mich hängen!"

„So such' Dir getrost den Strick aus, an dem Du hängen willst," erwiderte sie spöttisch, indem sie sich erhob, um die übrigen Speisen zu holen.

„Hat sie mit Dir vorhin schon darüber gesprochen?" wandte Karl sich zu seinem Bruder. „Da muß etwas vorgefallen sein, ich kann nicht glauben, daß sie aus eigenem Antrieb den Bruch herbeigeführt haben soll."

„Ich weiß es nicht," antwortete Rudolf achselzuckend, „sie fragte mich nur, ob ich wisse, daß Du geheimer Polizeispion seist!"

„Ah, da liegt der Hase im Pfeffer! Was hast Du ihr geantwortet?"



Viktor Neßler. (S. 298.)

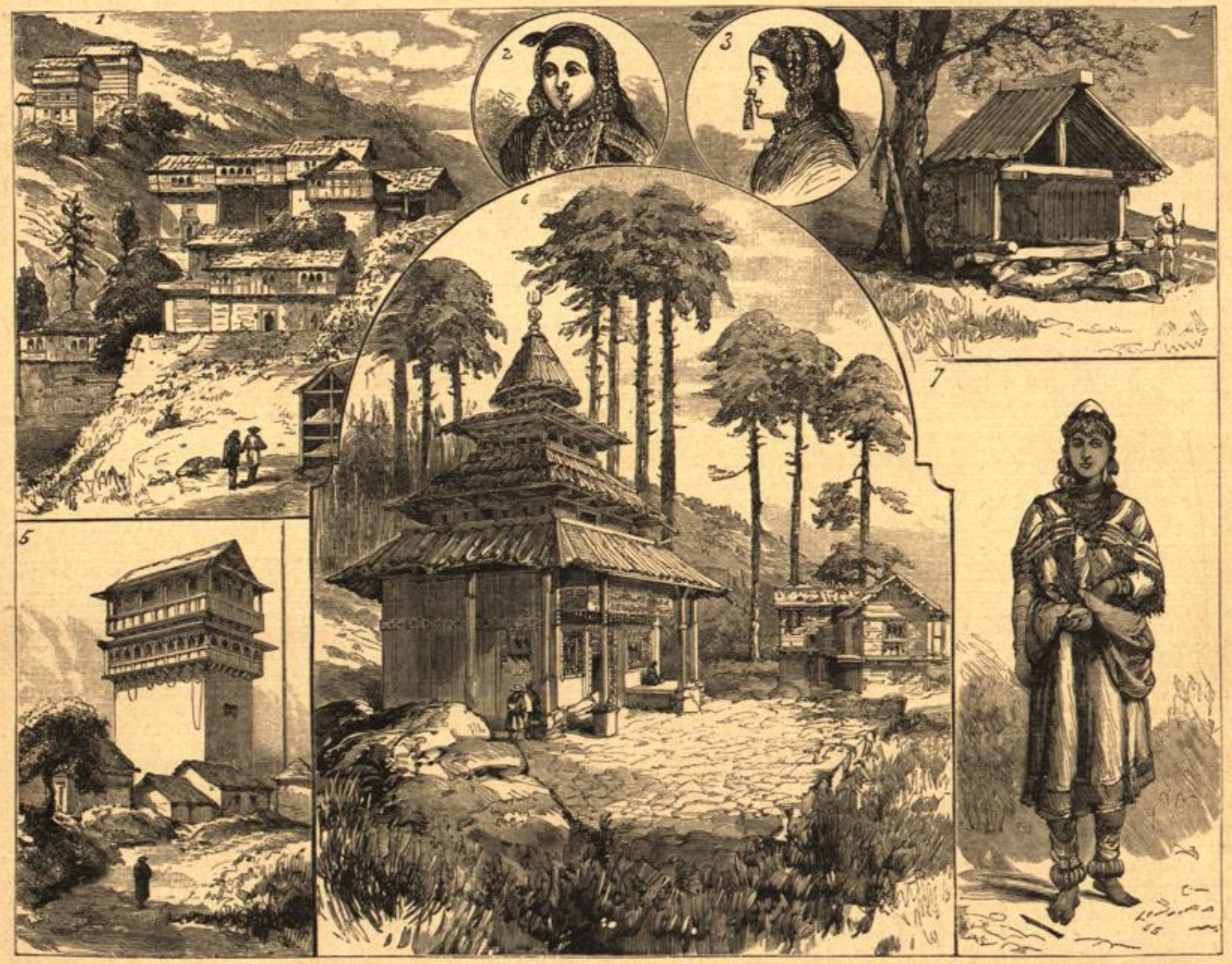
„Dasselbe, was Du mir geantwortet hast, als ich Dir Vorwürfe machen wollte."

„Gut," nickte Karl, der die zurückkehrende Schwester mit einem spöttischen Lächeln empfing. „Der Herr Lieutenant wird wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß er mit einer Dame nicht verkehren darf, deren Bruder Polizeispion ist! Uebrigens hätte er längst so gescheit sein können, denn er kannte meine Stellung schon vor Monaten."

Helene schwieg, sie zuckte nur mit den Achseln, als ob sie sagen wolle, sie halte es nicht der Mühe wert, mit ihm darüber zu streiten.

„Das mag Dir beweisen, wie unlauter seine Absichten und Gesinnungen waren," nahm er nach einer Pause wieder das Wort und seine Stimme klang jetzt freundlicher und herzlicher; „daß er an eine Heirat mit Dir nicht denken durfte, wußte er von Anfang an, dennoch würde er seine Verfolgungen fortgesetzt und Dich um Deinen guten Ruf gebracht haben, hätten meine Drohungen ihn nicht eingeschüchtert. Und die Versicherung gebe ich Dir, hätte ich ihn noch einmal hier gefunden, so wäre er die Treppe hinuntergeflogen. Was ich thun kann, um Dir eine glückliche Zukunft zu sichern, das soll gerne geschehen, aber daß Du auf diesem Wege das nicht erreichen kannst, das müßtest Du doch einsehen. Hochmut kommt immer vor dem Fall, Helene, ich könnte Dir manche Geschichte erzählen, wo Hochmut zum Verbrechen geführt hat. Daß ich Beamter der geheimen Polizei bin, rechne ich mir nicht zur Unehre an, mögen hochnasige Leute auch anders darüber denken, wir sind nötig und unsere Thätigkeit gereicht den Ehrlichen nur zum Segen. Und gerade in dieser Stellung habe ich fast täglich Gelegenheit, einen Blick hinter die Coulissen zu werfen; was ich da manchmal entdecke, davon hast Du in Deiner Unerfahrenheit keine Ahnung. Da glänzt manches, was in Wirklichkeit nur Flittergold ist; mancher wird beneidet, der nichts besitzt, was beneidenswert wäre! Ich sage Dir, wenn Du einen braven, fleißigen Handwerker heiratest, dann kannst Du mit der nötigen Bescheidenheit und Zufriedenheit auf ein glückliches Dasein rechnen, kannst auch später noch zu Vermögen gelangen, wenn Du hauszuhalten verstehst, das Handwerk hat immer noch einen goldnen Boden."

Helene schwieg noch immer, sie hatte Gabel und Messer längst hingelegt und die Oberlippe trotzig aufgeworfen, starr



1. Ein Kuludorf. — 2. u. 3. Kuluschönheiten. — 4. Rasthaus für reisende Götterbilder. — 5. Kuluwohnhaus. — 6. Ein Dungritempel. — 7. Kulumädchen.

Skizzen aus Kulu (auf dem Wege von Simla nach Thibet). (S. 298.)

Bedroht. Zeichnung von G. H. Edwards. (S. 295.)

vor sich hinblickend würdigte sie die ernsten Ermahnungen ihres Bruders keiner Antwort.

Rudolf entfernte sich gleich nach Tisch, Karl ging bald nach ihm, das Mädchen setzte sich an ihr Arbeitstischchen und versank in Brüten, während die kleinen Hände emsig schafften.

Sie hatte am Vormittag von Hermann von Feldern einen Brief empfangen, dessen Inhalt sie tief verletzen und empören mußte. Der Lieutenant machte ihr aus dem Gewerbe ihres Bruders einen beleidigenden Vorwurf, er verlangte, sie solle sich von dem Bruder trennen und eine Wohnung mieten, in der sie ungehindert den Geliebten empfangen könne. Wolle sie sich dazu nicht entschließen, so müsse sie fortan auf seine Liebe verzichten, denn er habe keine Lust, mit ihren rohen Angehörigen noch einmal zusammenzutreffen.

Dieser Brief hatte ihr plötzlich die Augen geöffnet, sie sah nun den Abgrund, vor dem sie stand, aber der Trotz, den die Warnungen des Bruders in ihrer Seele geweckt und genährt hatten, wollte sich noch immer nicht beugen.

Sie wußte, daß Hugo Rocholl sie liebte und daß ihre Brüder es gerne sehen würden, wenn sie mit diesem Manne sich verlobte, sie kannte auch das weiche Gemüt und das treue Herz Rocholls, aber — es war doch ein gar zu gewaltiger Unterschied zwischen dem Baron von Feldern und diesem Schlossergesellen!

Wohl erinnerte sie sich noch der Zeit, und es war noch nicht lange her, in der ihr Herz lauter pochte, wenn Hugo Rocholl eintrat. Sie plauderte damals gerne mit ihm, und wenn sie mit ihm und ihrem Bruder spazieren ging, war sie ordentlich stolz auf den Hünen an ihrer Seite.

Das hatte sich plötzlich geändert, als sie durch einen Zufall den Offizier kennen lernte, dessen glatte Worte ihr ebenso gut gefielen, wie die schimmernde Uniform. Sie war von jenem Tage ab kalt und unfreundlich gegen Rocholl geworden, und in seiner schüchternen Bescheidenheit hatte der Hüne sich ohne Vorwurf, ohne Murren zurückgezogen.

Und gerade jetzt, als ihre Gedanken sich so angelegentlich mit ihm beschäftigten, mußte seine Stimme sie aus ihrem Brüten erwecken. Er stand auf der Schwelle des Zimmers, und in seinen treuherzigen Augen glaubte sie einen flehenden Ausdruck zu lesen.

„Wie häßlich er ist!“ dachte sie im ersten Moment, dann aber bat sie ihn, näher zu treten.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe,“ sagte er mit sichtbarer Verlegenheit, „ich habe eine große Bitte an Sie. Sie haben vielleicht auch Röschen Müller gekannt?“

„Die Tochter Ihres Meisters?“ fragte sie rasch. „Ich sah sie lange nicht mehr —“

„Ja, das hatte seine guten Gründe,“ fuhr er mit schmerzlich bewegter Stimme fort, „und diese Gründe hat niemand gekannt, nicht einmal ihr Vater. Der alte Müller war Meister in unserer Fabrik, er kam abends oft sehr spät nach Hause, nach des Tages Last wollte er auch seine Erholung haben, und im Grunde konnte ihm das niemand verdenken. Er war ja nicht unsolide, er arbeitete wie ein Pferd und seine Kinder wußte er unter guter Obhut. Als seine Frau vor einigen Jahren starb, war Röschen, die älteste Tochter, schon so weit, daß sie das kleine Hauswesen verwalten und die jüngeren Geschwister beaufsichtigen konnte, und beides hat sie redlich gethan. Daß sie dabei auch ein Liebesverhältnis anknüpfte, davon wußte ihr Vater nichts, die Geschichte wurde so heimlich betrieben, daß niemand etwas davon erfuhr. Seit einiger Zeit klagte Müller darüber, sein Röschen werde so still, es sei gar nicht mehr so fröhlich wie sonst, und er wisse nicht, was er thun solle, um sie aufzuheitern, mit seinem spärlichen Einkommen könne er ja auch keine großen Sprünge machen, er müsse schon froh sein, wenn seine Kinder nur satt würden. Er schob es schließlich auf die große Hitze und meinte, im Herbst werde es wohl besser werden. Nun ist der Herbst vor der Thüre, und es ist bereits anders, wenn auch leider nicht besser geworden.“

„Du lieber Gott, Röschen ist tot?“ fragte Helene erschüttert.

„Tot,“ nickte er, ohne den Blick, der auf dem Fußboden haftete, zu erheben, „um ihre Ehre betrogen, verlassen und ins Wasser gesprungen! Heute morgen, als wir die Arbeit kaum begonnen hatten, erhielt der alte Mann einen Brief, es war das Bekenntnis Röschens, daß sie nicht mehr leben könne. Sie bat ihn um Verzeihung, das Papier war noch feucht von ihren Thränen, und aus unseren Augen ist dann auch noch manche Thräne darauf gefallen. So jung, so schön und dieses Ende! Wer will einen Stein auf sie werfen? Wer selbst ein reines Gewissen hat, der thut's nicht, er kann nur Mitleid mit ihr haben, alle Vorwürfe treffen nur den, der so hinterlistig sie hinterging!“

Helene hatte das erblassende Antlitz abgewandt, sie fühlte jetzt nicht den Mut, dem Blick Rocholls zu begegnen.

„Wer ist es?“ sagte sie leise.

„Das weiß außer ihm selbst niemand, Röschen hat ihn nicht genannt, und er wird nicht wagen, sich jetzt noch zu nennen, denn von meinen Kameraden haben viele geschworen, ihm alle Knochen zu zerbrechen. Was ändern sie, wenn sie es thun? Nichts! Ich denke mir, wenn sein Gewissen nicht ganz verhärtet ist, so muß es ihm entsetzliche Vorwürfe machen, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, und geschieht das auch nicht jetzt, so wird später doch eine Zeit kommen, in der er sich dieser schweren Schuld erinnert. Denn bei dem Tode des unglücklichen Mädchens allein ist es nicht geblieben. Als der Meister den Brief gelesen hatte, geriet er in eine Wut, wie ich sie noch nie bei einem Menschen gesehen habe, einen furchtbaren Fluch sprach er über den Verführer aus, dann rief er nur noch: ‚Mein Kind! Mein armes, liebes Kind!‘ Wie er ging und stand, mit dem Schurzfell, ohne Rock und Hut eilte er fort, die Hoffnung, daß er sein Kind noch retten könne, hielt allein ihn aufrecht. Vor dem Hause, in dem er wohnte, standen viele Menschen, die Leiche war schon gefunden, einige Leute am Fluß hatten Röschen Müller erkannt, nun brachte man sie, die Geschwister heulten, und der alte Mann neigte sich über die Leiche und brach tot zusammen.“

Ein Schreckensruf entfuhr den Lippen Helenens, sie blickte starr den Hünen an, über dessen braune Wangen zwei große Thränen rollten.

„Das ist ja furchtbar!“ sagte sie tonlos.

„Furchtbar für die armen Waisen,“ erwiderte er, „der alte Müller hat außer seinem bescheidenen Mobilar nichts hinterlassen, und die Fabrikherren sind nicht verpflichtet, sich der Hinterbliebenen anzunehmen. Was wir Arbeiter thun können, das soll ja gerne geschehen, aber viel wird's nicht sein, denn wir haben nichts übrig und müssen selbst mit Groschen und Pfennigen rechnen. Die Kinder werden wohl ins Waisenhaus gebracht werden müssen, und all dieses Elend hat jener gottvergessene Schurke auf dem Gewissen! Er soll ein vornehmer Herr sein, ich weiß es nicht und mag mich auch nicht darum kümmern, die armen Kinder haben nichts davon, wenn ihm die Knochen entzwei geschlagen werden.“

Er brach ab und betrachtete, wie in Träumen versunken, seine breiten, schwieligen Hände, die von harter Arbeit zeugten.

(Fortsetzung folgt.)

Viktor Neßler.

(Porträt S. 296.)

Schon lange bevor „Der Rattenfänger von Hameln“ dieses hervorragenden Komponisten seinen Rundgang über die bedeutenderen Bühnen Deutschlands antrat, hatte der Name des Leipziger Kapellmeisters in weiteren musikalischen, wie auch in engeren Theaterkreisen einen guten Klang; seine größeren Kompositionen für Männerchor und Orchester, wie zum Beispiel „Das Grab im Busento“, „Der Blumen Rache“, „Gesang zu Pfingsten“, hatten längst die ihrer künstlerischen Bedeutung entsprechende Würdigung in den vaterländischen Gesangvereinen gefunden; seine Lieder, insbesondere „Die Linde“, „Fremdes Glück“, „Frater Kellermeister“, „Wohl hab' ich manche Blume“, hatten sich allgemeine Beliebtheit in unseren Salons zu erringen gewußt; populär im besten Sinne des Wortes wurde indessen unser Tondichter erst durch seinen Rattenfänger von Hameln. Diese Oper ist ohne Zweifel Neßlers glücklichste Inspiration. Schon die Wahl des Stoffes war ein überaus glücklicher Wurf. Es hätte Julius Wolffs trefflicher Dichtung nicht erst bedurft, um klarzulegen, wie tief dieser ewig junge Sagenstoff im Herzen des germanischen Volkes wurzelt. Daß aber bei alledem nicht eben die äußerst volkstümliche und im Geiste der älteren romantischen Oper gewählte Dichtung dem Komponisten eine allseitige Popularität gesichert hat, sondern allererst und gerade das Charakteristische der Musik, seine durch die treffendsten musikalischen Rhythmen fesselnde Interpretation derselben und vor allem seine durchaus volkstümlichen und so echt deutschen, gemütvollen Melodien, die vom Herzen kommen und zu Herzen gehen, liegt auf der Hand. Viktor Neßler mußte sich von einem so gearteten Stoffe mächtig angezogen fühlen, als er nach einem seiner künstlerischen Natur sich liebend anschmiegenden Operntexte Umschau hielt, und wenigen Komponisten wohl wäre es gelungen, die poetischen Schleier dieses romantischen Volksepos gleich ihm verständnisinnig zu durchdringen. Hat er doch seine Jugend am Fuße sagenreicher Berge verlebt und ist als Knabe schon mit unendlicher Sehnsucht im Herzen, die geheimnisvollen Wunder derselben zu durchschauen, in ihren märchenflüsternden Wäldern umhergestreift. Dieser Zug nach frischer und gesunder Ursprünglichkeit und Natürlichkeit haftet dem Komponisten sehr zu seinem Vorteil vor vielen anderen „Berühmtheiten“ des Tages noch heute an; er ist ihm im Gedränge seiner von „tönenden“ Erfolgen nur geförderten Entwicklung gottlob nie verloren gegangen.

Viktor Neßler entstammt der Pfarrerfamilie Neßler zu Baldenheim bei Schlettstadt im Elsaß. Er wurde am 28. Januar 1841 geboren. Schon in dem zarten Alter von drei Jahren begann das Kind die gehörten Melodien auf dem Klaviere nachzuspielen. Als Viktor sieben Jahre zählte, siedelte Pfarrer Neßler mit seiner Familie nach Barr bei Straßburg über. Der erste Lehrer des begabten Knaben für Klavierspiel und Harmonielehre wurde der dortige Organist Wenning. Sein Kompositionstalent, das später durch Theophil Stern und Ludwig Liebe mit hingebendem Eifer gefördert wurde, bethätigte sich zuerst auf dem Gebiete der geistlichen Musik. Es entstanden einige Psalmen, eine große Messe und eine Hymne für Männerchor, für welch letztere beiden Werke der jugendliche Komponist Preise davontrug. Der Jüngling hatte sich auf des Vaters Wunsch der Theologie gewidmet und in letztgenannter Universitätsstadt seine „Berufs“-Studien inzwischen begonnen. Als nun aber der Studiosus der Gottesgelahrtheit im Jahre 1864 mit seiner ersten, in Straßburg mit Erfolg gegebenen Oper „Fleurette“ an die Oeffentlichkeit trat und damit einen ernstlichen Konflikt mit der gestrengen Fakultät heraufbeschwor, entschied sich Neßler endgiltig für die Musik und ging nach Leipzig, um an dieser Stätte klassischer Musik unter David, Moscheles, Bernsdorf, Reinecke und dem Altmeister der Theorie, Moritz Hauptmann, seine Studien fortzusetzen. Bald wurde er daselbst Dirigent verschiedener Gesangvereine, wodurch er zu Kompositionen zahlreicher Lieder und größerer Werke für Chorgesang sich angeregt fühlte. Zugleich aber begann seine Thätigkeit für die Opernbühne. Schon 1868 schrieb er die romantische Zauberoper „Dornröschens Brautfahrt“; kurz nachher folgten die beiden Einakter „Am Alexandertag“ und „Der Nachtwächter“, die unter Laube am Leipziger Stadttheater eine beifällige Aufnahme fanden. Die dann folgende große Oper „Irmengard“ gelangte gleichfalls an derselben Bühne zur Aufführung, hatte indessen einen ungünstigen Kampf mit einer allzu dürftigen Ausstattung zu bestehen. Als Neßlers glücklichste Inspiration muß aber, wie gesagt, sein Rattenfänger von Hameln gelten, und in der neuesten Zeit macht des fruchtbaren Komponisten Oper „Der Trompeter von Säckingen“ nach Scheffels gleichnamigem Gedicht, ein Musikwerk voll leicht faßlicher, höchst sangbarer und volkstümlicher Melodien, die Runde über die deutschen Bühnen und dem Rattenfänger den Ruhm der Popularität und Wirksamkeit streitig.

Im Kululande.

Zwischen Simla und Thibet.

(Bild S. 296.)

Wir führen heut im Bild unsere Leser zu einem der schönsten Gebiete im Norden Indiens, zum Kuluthal. Das Reisen dort ist nicht schwierig, denn gute Straßen führen da von Ort zu Ort und jeder dieser enthält ein von Priestern unterhaltenes Rasthaus, das speziell zur Unterkunft von Reisenden bestimmt ist. Das Thal liegt im Punjab-Gouvernement, ist sehr fruchtbar, landschaftlich höchst malerisch und hat als Hauptstadt Sultanpore. Um von Simla nach diesem Hauptpunkt des Landes zu gelangen, muß man über den Jaloripaß, der bis zu 10,500 Fuß aufsteigt, im Winter eine starke Schneedecke trägt, im Sommer dagegen mit einem wahren Teppich von wilden Blumen bedeckt ist. Die Bevölkerung von Simla ist eine glückliche Rasse, gut gewachsen und gut gekleidet, denn das wohlbewässerte Land ist fruchtbar, bietet ihnen alles, was sie zu einem behaglichen Leben brauchen, und die fleißigen Leute bauen das Land mit Geschick, weben und schaffen, um davon gute Kleidung zu haben und nett zu wohnen. Jedes Kuludorf hat seine Jahresfeier von halb religiösem Charakter, bei welcher die Götter auf einem hochgelegenen Standpunkt sozusagen zur Besichtigung ausgestellt werden. An diesem Tage sind die Männer in ihre besten Gewänder gehüllt, haben Blumen auf den Kopfbedeckungen und die festlich geschmückten Frauen tragen alle ihre Kostbarkeiten. Es wird hiebei sehr viel getanzt und nicht wenig getrunken. Dann hat jedes Dorf auch seinen Tempel; einen der bedeutendsten läßt das Skizzenblatt uns schauen in dem Dungritempel; er erhebt sich in einem Hain von Deodoratannen. Das Bauwerk ist ganz von Holz errichtet, schon sechshundert Jahre alt und die vordere Seite mit originellen Schnitzereien verziert. Eigentümlich sind die roh gebauten Götterhäuser, wo bei großen Festen die Idole hingebracht werden. In der Tiefe befindet sich eine Art Thron, auf welchem der Gott placirt wird. Eines der Häuser der reichen Klassen zeigt die Skizze 5. Die Familie wohnt in den oberen Stockwerken, der untere Teil ist angefüllt mit Vieh und Lebensmitteln, was die ungeheure Anhäufung von Schnee im Winter nötig macht. Wie es meist bei halbzivilisirten Völkerschaften der Fall ist, so ruht auch bei den Kulus die Hauptarbeitslast auf den Frauen; während der Zeit der Reisanpflanzung stehen dieselben bis an den Leib im Wasser und müssen hart arbeiten, indes ihre Herren und Meister auf den Verandas der Häuser behaglich ihre Pfeifen rauchen. Trotzdem existirt hier bei der Frauenwelt keine Klage oder gar Unzufriedenheit mit ihrem Lose — sie kennt es eben nicht anders.

Die Kleidung des Volkes ist hübsch und zierlich. Die Frauen zeichnen sich besonders durch ein dunkelblaues Kopftuch aus, das ganz eigenartig geschlungen wird; das Haar hält ein silberner Kettenschmuck, der von Ohr zu Ohr geht. Auch die Nase hat eine nach unseren Begriffen nicht sehr schön kleidende Silberverzierung.

In Summa, so berichtet ein englischer Militär, dessen Kunst wir die Skizzen verdanken, ist das Kuluthal ein sehr hübsches, originelles, malerisches Land mit gutartiger und interessanter Bevölkerung, mit dem schönsten und gesundesten Klima der Welt und leicht und angenehm zu bereisen. Mehr in den kommerziellen Verkehr gezogen, wird es durch die Betriebsamkeit der Bewohner und die Fruchtbarkeit des Bodens bald von großem Nutzen sein.

Einkauf und Zubereitung der Fische.

Da im Winter der Fischkonsum bei allen Klassen der Bevölkerung zu einer größeren Bedeutung kommt als sonst, so dürfte es nicht ganz zwecklos erscheinen, den Einkauf und die Zubereitung der Fische einer Beachtung zu würdigen, zumal hinsichtlich der Verwertung der Fischnahrung und des physiologischen Wertes dieses gesunden Volksnahrungsmittels nicht immer die richtigen Ansichten herrschen und infolge dessen der Wohlgeschmack und Nahrungswert des Fisches oft zum großen Teile verloren geht.

Für die Güte des Fischfleisches ist es, wie bei jedem andern Schlachttiere, nach der „Wiener landwirtschaftlichen Zeitung“ sehr wesentlich, daß der Fisch in vollkommen gesundem Zustande möglichst plötzlich getödtet werde; je frischer und lebenskräftiger der Fisch bei der Tötung war und je schneller er zubereitet wird, um so schmackhafter wird er auf dem Tisch erscheinen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der lebend in die Küche gebrachte Fisch unter allen Umständen einem tot auf dem Markte gekauften vorzuziehen sei, indem Fische, welche in kleinen Wannen in wenig Wasser oft tagelang zum Verkaufe ausgestellt und dem Erstickungstode nahe sind, nicht mehr als vollkommen gesund angesehen werden können. Fühlt sich das Fleisch des toten Fisches derb und fest an, sind seine Kiemenblättchen fest und rot oder wenigstens rötlich und nicht etwa grau oder blaurot gefärbt, zeigt die Haut frische, nicht bleiche oder erloschene Farben, so ist der Fisch ohne Bedenken genießbar.

Beim Nachhausetragen der gekauften Fische ist eine vorsichtige Behandlung derselben zu beobachten, damit sie nicht unter verschiedene Waren im Korbe gewaltsam eingepreßt werden, weil dadurch leicht die Gallenblase gesprengt werden kann, so daß die ausfließende Galle dem ganzen Fisch, mindestens aber einem Teile desselben einen bittern Geschmack verleiht, der durch Abwaschen oder Auswässern nicht mehr ganz beseitigt werden kann.

Auch das Vorgehen bei der Zubereitung erfordert eine gewisse Vorsicht. Nach dem Abschuppen des Fisches sind die Kiemen vollständig zu entfernen, da sie gewöhnlich der Sitz von Schmarotzerwürmern sind und häufig auch zwischen ihren feinen Knochenfortsetzungen Schlamm- oder Nahrungsreste enthalten. Dann wird der Bauch mit einem scharfen Messer vorsichtig vom Halse bis zum After aufgeschnitten, um die unmittelbar an dem letzteren und an der Mundhöhle abzuschneidenden Eingeweide entfernen zu können. Die neben der Wirbelsäule liegende, durch eine harte blanke Haut von der Bauchhöhle getrennte, einen dunkelbraunen Streifen bildende Niere, die gewöhnlich für geronnenes Blut gehalten wird, ist durch Kratzen mit einem spitzen Messer oder mit dem Fingernagel zu entfernen. Nun wird der Fisch schnell sorgfältig abgewaschen und mit dessen Zubereitung sofort begonnen. Fische zum Auswässern stundenlang im Wasser liegen zu lassen, ist ganz unpraktisch und nachteilig, indem der Fleischsaft ausgelaugt und das Fleisch um so geschmackloser und trockener wird, je länger die Auswässerung gedauert hat. Es ist auch sehr häufig gebräuchlich, daß die Fische mehrere Stunden oder selbst einen Tag vor dem Kochen eingesalzen werden; dies ist aber durchaus widersinnig, weil dem Fleische dadurch noch mehr als bei der Auswässerung der Saft, gleichwie der Geschmack und Nährwert entzogen wird. Die so behandelten Fische werden beim Kochen härter und saftloser, und die Muskelplatten lösen sich weniger vollständig von einander, während sonst durch das Kochen die Eiweißstoffe des Fleisches schnell zum Gerinnen gebracht werden können, das Bindegewebe sich in Leim verwandelt und der ganze Seitenmuskel der Quere nach in flache Schollen zerfällt. Gewöhnlich werden die Fische in Wasser oder wässerigen Flüssigkeiten (Wasser mit Wein, Bier oder Essig gemengt) gekocht, geschmort oder gedämpft, oder in Fett gebraten. Das Schmoren und Dämpfen unterscheidet sich von dem Kochen nur durch die Anwendung einer viel geringeren Flüssigkeitsmenge, deren Dampf durch einen gut schließenden Kessel möglichst am Entweichen gehindert wird und, da seine Temperatur der des siedenden Wassers gleich ist, die Speise gar macht. Selbstverständlich wird das Fischfleisch bei einer solchen Behandlung viel weniger ausgelaugt, als wenn es in Wasser schwimmend gekocht wird, hat daher einen viel besseren Geschmack und ist nahrhafter.

„Fortschritte" in der Kriegs-„Wissenschaft".

In der Nähe von Washington wurden kürzlich Schießversuche mit Geschossen gemacht, deren Füllung aus Dynamit bestand. Als Scheibe diente eine Felswand von 50 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite. Bei dem ersten Versuche wurden vier Schüsse abgegeben; die Projektile enthielten jedes 11 Pfund Nitrogelatine, welche Substanz 95 Prozent reinen Nitroglycerins aufweist. Die Entfernung betrug 1000 Meter. Das erste Geschoß krepirte durch Aufschlag an der obern Kante des Felsens, demolirte die Wand auf eine Fläche von 30 Fuß und schleuderte die Steintrümmer mehrere hundert Meter weit umher. Der zweite Schuß traf den Mittelpunkt des Felsens und riß dort eine Lücke von 25 Fuß Durchmesser und 6 Fuß Tiefe. Mehrere Steinbrocken wurden eine halbe englische Meile weit geschleudert. Die beiden folgenden Ladungen ergaben ganz ähnliche Resultate. Unter den zahlreichen Zuschauern befanden sich der bevollmächtigte Minister Rußlands, sowie die Militärattachés Deutschlands, Frankreichs und Italiens. Die fremden Offiziere äußerten die Ueberzeugung, daß ein Geschoß dieser Art ein nichtgepanzertes Schiff vollständig zerstören und auch den stärksten Panzer ernsthaft beschädigen würde. Demnächst sollen Versuche mit Projektilen gemacht werden, welche mit 35 Pfund Dynamit geladen sind. Es ist somit der Beweis erbracht, daß diese Art von Geschossen mit vollkommener Sicherheit aus einem Kanonenrohr abgefeuert werden kann.

Eine kuriose Sekte.

In New Brompton in England ist in der letzten Zeit eine neue, seltsame Sekte aufgetreten, über deren mysteriöses Treiben lange nichts Authentisches in die Oeffentlichkeit drang, da die „Jezriliten" ihren gottesdienstlichen Uebungen nur bei geschlossener Thür obliegen. Sie sind auch unter dem Namen „das neue und letzte Haus Israel" bekannt. Nur Eingeweihte werden zum Zeremoniell zugelassen, dessen erste Handlung im Waschen der Füße der Heiligen besteht. Doch fällt diese Pflicht bloß den Frauen zu. Ein Schwert und ein Bund Schlüssel, die Peters Schlüssel vorstellen, werden als mystische Symbole in den Gottesdienst eingeführt; die heilige Schrift wird im Licht der „fliegenden Rute" interpretirt, und die Gesänge sind sehr ordinär. Wie in den meisten auf englischem Boden florirenden Sekten gilt auch unter den Jezriliten der geschäftliche Grundsatz bei der Zulassung von Mitgliedern. Ein Kandidat muß sich einer sechsmonatlichen Probezeit unterziehen. Nach Abfluß dieser Zeit muß er (oder sie) eine vollständige Geschichte seines verflossenen Lebens einliefern und nichts übergehen. Mit diesem Schritt geht der Kandidat am zweiten Schwert vorbei. Des weitern wird von ihm erwartet, daß er den zehnten Teil seines Einkommens dem gemeinsamen Fonds überlasse, und hat er eine Leibrente oder Besitztum, so gehört das der Kirche an! Jedes Auflehnen gegen die kirchlichen Vorschriften wird als strafwürdiges Vergehen geahndet. Für erwachsene Mitglieder gibt es verschiedene Strafen. Ein altes Ehepaar, das sich gegen die Kirchendisziplin vergangen, mußte sich einen Monat lang mit 6 Unzen Zwieback und ungesäuertem Brot als Frühstück und Erbsen, Bohnen, Mais oder Klößen fürs Mittagessen begnügen; weder Milch noch Salz oder Pfeffer wurde gestattet. Eine andere Strafart besteht in der Entziehung des Vorrechts, mit dem „Boten des Herrn" oder mit Königin Esther am selben Tisch zu essen. Junge Verbrecher würden in rote Röcke gekleidet, auf deren Rücken der Buchstabe «P» (punished) als Symbol der Strafe eingenäht ist.

Anekdoten und Witze.

Verfehlte Galanterie.

Ein Naturforscher, der nach mehrjähriger Abwesenheit aus den Urwäldern in seine Heimat zurückgekehrt ist, geht in Gesellschaft und gerät in eine Damengruppe, die er mit folgenden Worten begrüßt:

„Ihr ganz gehorsamer Diener, meine Damen, schon lange nicht die Ehre — um so mehr freut es mich, wieder einmal einige alte Gesichter zu sehen!"

•

Ende der zwanziger Jahre lebte in Mannheim eine pensionirte Schauspielerin, die Witwe des Kapellmeisters Ritter, welche die Luise in „Kabale und Liebe" „kreirt" hatte. Dieselbe erinnerte sich stets mit kindlicher Freude, wie Schiller ihr den Hof gemacht. Schiller fühlte sich von seiner ersten Luise angezogen, und als er sie nach der ersten Aufführung nach Hause führte, faßte sich der sonst blöde Schwabenjüngling ein Herz und drückte ihr etwas in die Hand. Was war es? Ein ganz kleines Porträt von Friedrich Schiller, das die alte Dame ihr Leben lang wie ein Heiligtum bewahrte. Damals aber hat sie es unschlüssig betrachtet und den blassen Poeten etwas wunderlich gefragt:

„Was soll ich denn damit?"

Der Dichter war durch eine so naive Frage ein wenig aus der Fassung gebracht, bald aber sagte er auf gut schwäbisch:

„Ja, sehnt Se, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne net sage."

•

Die Scene spielt in Berlin.

„Wo sind Sie denn wieder so lange geblieben, Johann? Ich schicke Sie fort, um eine Flasche Wein beim Kaufmann nebenan zu holen und Sie bleiben zwei Stunden aus?!"

„Ich bitt' um Entschuldigung, gnädiger Herr ... aber ich habe eine Landsmännin getroffen, und da ..."

„So? Woher sind Sie denn eigentlich?"

„Aus Berlin, gnädiger Herr."

•

Gefährliche Höhe.

Ein Tenorist erhebt bei seinem Auftreten seine Stimme allmälich bis zu einer solchen phänomenalen Höhe, daß atemloses Schweigen und gespannteste Aufmerksamkeit im Zuschauerraume herrscht. Plötzlich ruft von der Galerie herab die urwüchsige Stimme eines Schusterjungen:

„Männeken, fallen Se man nich von de Tonleiter."

Bilderrätsel.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 275:

Laß die Nein Nein sein und Ja Ja,
Solch Tugend heißt Constantia.
Den Hahn beim Kamm, den Wolf bei'n Haaren
Kennt man, wer's nicht weiß, mag's erfahren.

Charade.

Dem frischen Leben abgestorben,
Weil es als Beute hat erworben
Der Sensenmann, wird oft genannt,
Was meine eins dir macht bekannt.

Nur selten ist der zwei beschieden
Des Lebens Ruhe und sein Frieden,
Da es von früh bis abends spät
Für and'rer Wohl auf Eisen geht.

Um so vergnügter pflegt zu singen
Das Ganze und umher zu springen,
Ob jedermann auch weiß und denkt,
Es sei bisweilen sehr beschränkt.

Auflösung der Rätsel Seite 275:

1. Schill, Schiller. — 2. Pol, Polka. — 3. Torso, Korso.

Für nur zwei Mark vierteljährlich oder
35 Pfennig für das Heft
bringt die
Deutsche Romanbibliothek
in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen
oder
in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag
reichste Unterhaltung für die langen Winterabende in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Romanschriftsteller.

Der **neue, vierzehnte Jahrgang** enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern schon folgende Romane:
„Der Baffono" von . . . . . **J. v. Suttner.**
„Ein Feenschloß" von . . . . . **Helley v. Geyern.**
„Karadi-nisa" von . . . . . **F. v. Zobeltitz.**
„Der Mohr von Berlin" von **Georg Horn.**
Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Soeben hat **neu** begonnen:
Do ut des.
Roman
von
G. Heller.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man die „Illustrirte Welt" bezieht. — Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Eine Probe-Nummer ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Wir laden besonders alle mit Neujahr neu eingetretenen Abonnenten auf die „Illustrirte Welt" zum Abonnement auf unsere **„Deutsche Romanbibliothek"** als überaus billiges Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vorm. Ed. Hallberger.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. W. Breinig in L. Sie thun am besten, das in der Apotheke zu kaufen, da die Darstellung für einen Laien schwierig und kostspielig ist.

Abonnent in Bremen. Vielleicht durch das betreffende deutsche Konsulat daselbst.

Hrn. J. Glemmer in Dresden. Das Meyersche Reisehandbuch (Leipzig, Bibliographisches Institut), Abteilung Westliches Deutschland, gibt Ihnen die Gasthäuser an.

Frl. E. v. G. Die Engländer sind darin allerdings weniger zuvorkommend als die Franzosen; demnach auch im Geschäftsverkehr. Lassen Sie sich trotzdem nicht abschrecken.

Junger Abonnent in Saalfeld. Wir raten Ihnen von dem vielen Cigarrettenrauchen entschieden ab. Vermindern Sie die Zahl und der gute Erfolg wird nicht ausbleiben.

Hrn. P. Promber in Darmstadt. Jedes Gas- und Wasserleitungsgeschäft hält diese Hahnen vorrätig. Messinghahnen bei Weinfässern erfordern die größte Vorsicht.

O. F. 100. Dafür möchten wir die Verantwortlichkeit nicht übernehmen. Die Photographie stellt allerdings ein reizendes kleines Wesen uns vor — aber auch die schönsten Augen, der lieblichste Mund darf uns nicht zu einem so schwerwiegenden Ausspruch verlocken. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet", sagt Schiller. Uebrigens den besten Dank für das Vertrauen.

Frau Eva Gr..... in Prenzlau. Enkaustik ist Wachsmalerei mit eingeschmolzenen Farben.

Hrn. O. Gihrer in Tirol. Der Bärte wegen nannten sie die Römer Barbaren. Damit war ursprünglich der Begriff des Grausamen gar nicht verknüpft.

Hrn. J. B.... in Breslau. Ja — wenn der Mann nicht für Frankreich optirt hat.

Frl. Emilie Grabow in Köln. Wir raten Ihnen, ohne einen guten Kontrakt in der Tasche nicht dorthin zu gehen.

Abonnent in Kronstadt. Das ist eine eigentümliche Methode des Einsalzens. Wenden Sie sich an den bekannten Verfasser des Hauswirtschaftslexikons, Dr. Karl Ruß in Berlin.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden rc. sind uns zugegangen von: Frl. Rosine Wihlidal, Prag; Sophie Mantler, Bremen; Auguste Dorer, Zürich; Emilie Horner, Zürich; Erna Wehle, Ulm; Ida Friedrichsen, Leipzig; Antonie Gasser, Wien; Pauline Kreuser, Stettin; Sophie Sauerbon, Halle; Anna Trautmann, Bamberg; Elsa Kühn, Chicago; Ottilie Laux, London; Frau Mathilde Röhme, Brünn; Anna Marle, Ravensburg; Hrn. F. Herberg, Remscheid; K. Heller, Innsbruck; E. Meinz, Wien; E. Neubert, Prag; J. Teuter, Chicago; E. Warrenhaus, Trebbin; H. Palluchy, Warschau; G. Gustav, Barmen; U. Remmerstrop, Hannover; L. Graue, München; E. Sarre, Potsdam; H. Wengeler, Ulm; G. Bleiber, Posen; W. Herrmann, Köln; J. Treumann, Danzig; M. Moritz, Berlin.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Garnischt. 1) Die kleinen Erhabenheiten mit schwarzen Punkten im Gesicht sind allerdings Mitesser. Mittel dagegen siehe früher. 2) Grützbeutel werden am besten durch Ausschieben beseitigt. 3) Vermeiden Sie das fortwährende Herumdrücken an der Nase und dieselbe wird, wenn dies die Ursache der Röte war, wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

Dr. Sch.

Anfragen. *)

21) Gibt es einen durchsichtigen Lack, der den Spielwaren, die, wie zum Beispiel Springbrunnen mit Landschaft, dem Wasser ausgesetzt sind, die Farben gut erhält? Abonnent in Schandau.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen. Roman von Rosenthal-Bonin. Schluß. — Herdenkönige und Kinderhirten, von Dr. Max Lorzing. — Sinnsprüche. — Die Königin von Spanien und die Thronerbin. — In der Neujahrsnacht. Gedicht von Betty Paoli. — Der Kaufgesell von Augsburg. Lebensbild aus dem sechzehnten Jahrhundert von Felix Lilla. — Impfung in einem mährischen Dorfe. — Bedroht. — Seidencocons an Baumästen. — Seines Glückes Schmied. Roman von Ewald August König. Fortsetzung. — Viktor Neßler. — Im Kululande. — Aus Natur und Leben: Einkauf und Zubereitung der Fische; „Fortschritte" in der Kriegs-„Wissenschaft"; Eine kuriose Sekte. — Humoristische Blätter. — Bilderrätsel. — Charade. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Das Haus mit den zwei Eingängen: Helmer zog das kleine, zierliche Mädchen an sich, Originalzeichnung von Ewald Thiel. — Die Königin von Spanien mit der Thronerbin, Zeichnung von S. Buillier. — Impfung in einem mährischen Dorfe, Originalzeichnung von W. Grögler. — Viktor Neßler. — Skizzen aus Kulu (auf dem Wege von Simla nach Thibet). — Bedroht, Zeichnung von G. H. Edwards.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Im Hörselberg.

Roman
von
Leo Warren.

2 Bde. Preis geheftet ℳ 8. —; fein gebunden ℳ 9. —

In dieser Sittenschilderung des Pariser Lebens in der Welt und Halbwelt hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Verworfenheit und zugleich den lockenden Schimmer der sogenannten Demimonde in farbenreichen und der Natur treu nachgezeichneten Bildern dem Leser vorzuführen; ebenso auch die leichte, aller tiefen Innerlichkeit und alles sittlichen Haltes entbehrende Moral der vornehmen Gesellschaft in Paris in dem Familienleben eines herzoglichen Hauses darzustellen, das als maßgebender Typus für so viele Kreise der höheren Stände in Paris gelten kann. Bei diesen auf Grund von Erfahrungen und eingehenden Studien entworfenen Schilderungen ist aber überall die Absicht des Verfassers kenntlich, nicht, wie dies wohl häufig in französischen und sogar deutschen Sensationsromanen und Dramen geschieht, anzuziehen und zu locken, sondern im Gegenteil das leider thatsächlich Bestehende in seinem, trotz aller äußerlich glatten Formen, innerlich abschreckenden Wesen erkennen zu lassen. Keine rührenden Kameliendamen, keine tragisch leidenschaftlichen Fedoras führt uns der Roman vor, sondern überall tritt uns in dem Verderben der vornehmen Kreise und der Halbwelt der nackte Materialismus einer jedes sittlichen Haltes entbehrenden Gesinnung entgegen. Den Gegensatz dazu bietet ein junges deutsches Paar — ein Maler und eine Blumenmacherin, welche nach Paris gekommen sind, um dort ihr Glück zu suchen. Der Maler gerät durch eine Verirrung seines künstlerischen Ideals in die Schlingen einer Dame der Demimonde und wird eine Zeit lang von derselben wie Tannhäuser im Hörselberg umstrickt. Den Gefallenen und Verzweifelnden rettet die reine und aufopfernde Hingebung seiner Geliebten — dazwischen spielt das reine und kindliche Liebesverhältnis einer jungen, eben aus der Pension zurückgekommenen Tochter des herzoglichen Hauses, das trotz der dagegen gerichteten Intriguen zu glücklichem Ende führt. Wir glauben, daß die Leser ebenso durch die Schilderungen der traurigen Sittenzustände der Pariser Gesellschaft interessirt, als durch die in dem Sieg der deutschen Liebe und Treue begründete Lösung befriedigt sein werden.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die **zweite Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subskription** auf

Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von
Professor Dr. **Heinrich Düntzer.**
Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 90 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrirten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.
Alle drei Wochen gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese **neue Subskription** entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus.

Stuttgart und Leipzig. **Deutsche Verlags-Anstalt** (vormals Eduard Hallberger).

Enorme Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische Bibliothek für 30 Mark.
1) Schillers sämtl. Werke, 12 Bände,
2) Goethes Werke, 16 Bände,
3) Lessings sämtl. Werke, 6 Bände,
4) Körners sämtl. Werke in 1 Band,
5) Hauffs sämtl. Werke in 2 Bänden,
6) Shakespeares sämtl. Werke, 12 Bände (Schlegel-Tieckſche Ausgabe),
7) Homers sämtliche Werke, 2 Bände,
8) Auerbachs sämtl. humor. Novell., 3 Bde.,
9) Kleists dramat. Meisterwerke, 2 Bände.
Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke in schönem, großem Format und in den prachtvollsten Einbänden zusammen
für nur 30 Mark!
liefert unt. Garantie für neu und schlerfrei
Selmar Hahnes Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
Versand gegen Einsendung od. Nachnahme. Verzeichnisse wertvoller, bedeutend im Preise herabgesetzter Bücher gratis. 872

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatl. 2 mal erscheint. Probe-No. gratis von Gebrüder Senf, Leipzig.

Caesar u. Minca
in Zahna, Provinz Sachsen
(notorisch bekannt größte Europäische Hundezüchterei),
prämiirt mit goldenen u. silbernen Staats- u. Vereinsmedaillen, offerirt Luxus-, Jagd- u. Salonhündchen, desgl. Wach- u. Schutzhunde jeden Genres.
Preiscourante in deutscher u. französischer Sprache gratis. 704
Die 5te Auflage meiner Broschüre „Pflege, Aufzucht, Dressur u. Behandlung der Luxus-, Jagd- u. Nutzhunde" in deutscher und französischer Sprache offerire mit 10 Mark = 12.50 Francs = 5 Rubel oder 6 Gulden.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreff. Cacao.
Preis per 1/8 1/4 1/2 1/1 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- u. Drogengeschäften. 681

Heirat Reiche Heiratsvorschläge erhalten Sie sofort im verschlossenen Couvert (discret). Porto 20 Pf. „General-Anzeiger", Berlin SW. 61. F. Damen frei.

Schwarz und Weiß seidener Atlaß Mk. 1. 25 Pf. per Meter bis Mk. 16. 80 Pf. (in je 18 verschied. Qual.) versendet in einzelnen Roben und Stücken zollfrei ins Haus das Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.) **Zürich.** Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto. 884

Berlin N., Prinzen-Allee 28.
Hiermit machen wir die ergebene Anzeige, daß wir den Herren **Ring & Guthschlag,** hier, Badstraße 23, die General-Vertretung für unsere Fabrikate übergeben haben.
Erste Deutsche Ceralin-Fabrik
Lublinski & Co.
Bezugnehmend auf vorstehende Anzeige teilen wir hierdurch ergebenst mit, daß wir die General-Vertretung der **Ersten Deutschen Ceralin-Fabrik** übernommen haben und offeriren wir hiermit deren vielfach **patentirte, prämiirte** und durch **Anerkennungsschreiben** ausgezeichnete Fabrikate zu bedeutend billigeren Preisen, als alle bis jetzt in den Handel gebrachten einschlägigen Artikel.
Ceralin als Imprägnir- und Desinfektionsmittel zum Schutz gegen Rost, Fäulnis und Schwamm.
Ceralin- Oel zur Fertigstellung von Anstrichfarben.
Ceralin als Anstrich von Mauerwerk, Holz, Eisen oder edlen Metallen, in jeder gewünschten Farbe.
Ceralin für Fußbodenanstrich.
Ceralin- Lacke für alle nur denkbaren Gegenstände. 856
Ring & Guthschlag,
Berlin N. — Agenturgeschäft für chem. und techn. Artikel. — Badstr. 23.

Seidel & Naumanns
Deutsche Universal-Nähmaschinen
(System Singer)
sind die besten Maschinen der Welt. Das neue hocharmige Singer-Modell dieser renommirten Fabrik erfreut sich einer grossen Beliebtheit und allgemeiner Anerkennung. Dasselbe vereinigt in sich alle Vorzüge, welche der Käufer an eine wirklich praktische Familien-Nähmaschine zu stellen berechtigt ist. Die Maschine, mit den neuesten Apparaten ausgestattet, wird von keinem anderen Fabrikat bezüglich Solidität der Ausführung und Leistungsfähigkeit übertroffen.
Der Knopfloch-Apparat,
mit dessen Hilfe man **per Tag 1000 Knopflöcher** in überraschend akkurater Sauberkeit herstellen kann, macht die Seidel & Naumann-Maschine zur **vollkommensten Familien-Nähmaschine.**
Die Schneider-Innung zu Magdeburg erklärt, dass die Leistungen der Seidel & Naumanns Universal-Nähmaschinen das Prädikat „vorzüglich" verdienen.
Reflektanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wollen sich **direkt an die Fabrik** wenden. — **Knopfloch-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab.**
Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrikmarke die volle Firma.
Seidel & Naumann, Dresden.

Lungen- und Halskranke,
Schwindsüchtige und an **Asthma Leidende** werden auf die **Heilwirkung** der von **mir** im Innern Russlands entdeckten Medizinalpflanze, nach **meinem Namen „HOMERIANA" benannt,** aufmerksam gemacht. Aerztlich erprobt und durch tausende von Attesten bestätigt. Die Broschüre **darüber** wird kostenlos und franko zugesendet. Das Paket Homeriana von 60 Gramm, genügend für 2 Tage, kostet 1 Mk. 20 Pfg. und trägt **dasselbe** als **Zeichen** der **Echtheit** das Facsimile **meiner Unterschrift.** — Ich **warne** vor **Ankauf** der von **E. Weidemann in Liebenburg am Harz — Julius Kirchhöfer in Triest — Albert Wolffsky in Berlin** und noch von allen anderen Firmen offerirten konstatirt **unechten** Homeriana-Pflanze.
Echt zu beziehen nur allein direkt durch mich.
Paul Homero in Triest (Oesterreich).
Entdecker und Zubereiter der allein echten Homeriana-Pflanze.

Friedrichshaller Bitterquelle, *in Folge verbesserter Fassung jetzt viel reicher an mineralisch. Bestandtheilen, noch* **wirksamer und deshalb billiger** *als bisher. Altbewährtes Heilmittel bei: Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallungen etc.*
Friedrichshall bei Hildburghausen. **Brunnendirektion.**

Prof. Migargées Bart-Erzeuger.
Schriftliche Garantie für **vollen unbedingten Erfolg** und **Unschädlichkeit** ev. **Rückzahlung** des Betrages.
Diskretester Versand.
Allein echt à Flacon ℳ 3. Doppelflacon ℳ 5. nur direkt von
H. de Longe & Cie. Köln.
Eau de Cologne- und Parfümerie-Fabrik. 857
Der von anderer Seite annoncirte sogenannte „Bart-Erzeuger" ist nichts als eine mehr oder weniger wertlose Nachahmung unseres altberühmten Prof. Migargées Bart-Erzeuger und warnen wir vor Ankauf solcher billigen und schlechten Ware, da wir jede ungesetzliche Verbreitung solcher Imitationen sofort verfolgen werden.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Unterleibs-, Frauen-** und **Hautkrankheiten,** sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung,** selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge. 787

Vorher!

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, **einzig wirklich sichere** Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Modenis
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand. Flacon ℳ 2. 50. Doppelflacon ℳ 4. Allein **echt** zu beziehen von **Giovanni Borghi** in Cöln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik. 739

Nachher!

Die Damen- Hygiaea-Binden, ärztlich empfohlen und nicht zu verwechseln mit den seither bekannten, gleichem Zwecke dienenden primitiven Aufsaugekissen, sind den Damen zu regelmäßigen Zeiten unentbehrlich. 716
1/1 Dtzd. ℳ 3. —, Gürtel dazu 75 ₰
E. Immenkamp, Chemnitz, Sachsen.
Fabrik techn. Verbandartikel.
Vor Nachahmung gesetzlich geschützt.

150 Briefmarken für 1 Mk. Alle garantirt echt, alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien, Chili, Java, Braschwg., Australien, Sardin., Rumänien, Spanien, Vict. etc. **R. Wiering** in **Hamburg.** 746

Trunksucht heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und endlich erhärtete Zeugnisse. 723
Reinhold Retzlaff, Fabrikant in Dresden 10.

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

Romane von **Georg Ebers.**
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Eine ägyptische Königstochter. Zwölfte Auflage. 3 Bände. M. 15. — *Uarda.* Zehnte Auflage. 3 Bde. M. 15. — *Die Schwestern.* Vierzehnte Auflage. M. 7. — *Der Kaiser.* Zehnte Auflage. 2 Bde. M. 12. — *Homo sum.* Zwölfte Auflage. M. 7. — *Die Frau Bürgemeisterin.* Dreizehnte Aufl. M. 7. — *Ein Wort.* Elfte Auflage. M. 7. — *Serapis.* Neunte Aufl. M. 7. — *Eine Frage.* Idyll. Vierte Aufl. M. 5. *Sämtlich in feinem Original-Einband.* **Lieblingsbücher der deutschen Familie.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.